891.73
C41
OwGt

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/weiberregimentin00chek

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

Reclams Universal-Bibliothek

Nr. 4650

Chekhov

Anton Tschechow

Weiberregiment
In der Verbannung
Irrwisch

Drei Novellen

Weiberregiment

Novelle

von

Anton Tschechow

Aus dem Russischen übersetzt

von

E. Lockenberg

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Die vorliegende Erzählung ist zusammen mit zwei weiteren Novellen vom gleichen Verfasser in Reclams Universal-Bibliothek als Nr. 4650 in besserer Ausstattung und zu entsprechend höherem Preise erschienen.

891.73
C41
Ow-L

Weiberregiment.

Ein dicker Geldbrief war angekommen. Er kam vom Verwalter des Waldschlößchens, der schrieb, daß er anderthalb Tausend schicke, die er in einem Prozesse für seine Herrin gewonnen habe. Anna Akimowna aber war das wenig willkommen; sie fürchtete sich geradezu vor Worten wie: „einen Prozeß gewinnen“ oder „zugesprochen bekommen.“ Sie wußte wohl, daß man nicht ohne Gericht leben könne, aber ihr war jedesmal traurig und beklommen zu Mute, wenn der Direktor der Fabrik, Nasarytsch, oder der Verwalter des Hauses, die beide viel mit Prozessen zu tun hatten, etwas in ihrem Interesse gewannen. Und auch jetzt wurde ihr traurig und beklommen zu Mute und sie hatte das Gefühl, als müsse sie die anderthalb Tausend recht weit weglegen, um sie nicht zu sehen.

Sie versank in Nachdenken: ihre Altersgenossinnen (sie war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt) schaffen in der Wirtschaft, haben sich müde gearbeitet und schlafen fest ein, um am folgenden Morgen neu gestärkt und heiter gestimmt aufzuwachen; viele von ihnen sind schon längst verheiratet und haben Kinder. Nur sie muß sich mit diesen Briefen beschäftigen, Bemerkungen dazu schreiben, Antworten darauf geben und dann den ganzen Abend dasitzen, nichts tun und warten, bis die Müdigkeit kommt. Morgen den ganzen Tag wird man ihr gratulieren und ihr etwas abbetteln, und übermorgen wird bestimmt in der Fabrik irgend ein Skandal vorkommen, irgend jemand wird verprügelt werden oder infolge des Schnapses sterben, und sie wird dann von Gewissensbissen gequält werden; und nach dem Fest wird Nasar

rytsch wenigstens zwanzig Leute fortschicken wegen ungebührlichen Benehmens, und alle diese zwanzig werden sich mit gezogenen Mützen vor ihrer Tür drängen und sie wird sich schämen herauszukommen und sie wie Hunde fortzujagen. Alle Bekannten werden ihr ins Gesicht sagen, oder ihr in anonymen Briefen schreiben, daß sie eine Millionärin, eine Ausbeuterin sei, auf Kosten anderer reich werde und ihre Arbeiter bis aufs Blut aussauge.

Da liegt neben ihr ein Paket schon durchgelesener und beiseite gelegter Briefe, sie sind von Bittstellern; da sind Hungernde, dem Trunk Ergebene, mit großer Familie Belastete, Kranke, Erniedrigte, Verkannte — Anna Akimowna hat schon auf jedem Brief angemerkt, daß der eine drei, der andere fünf Rubel erhalten solle usw.; die Briefe werden noch heute ins Kontor geschickt und morgen findet dort die Austeilung der Unterstützungen oder, wie die Dienenden sagen, die Abfütterung der Tiere statt.

Vierhundertsiebzig Rubel werden in kleinen Summen verteilt werden, es sind die Prozente des Kapitals, das Akim Iwanowitsch für die Armen und Krüppel hinterlassen hat. Es wird ein schreckliches Gedränge werden. Vom Hoftor bis zur Haustür wird sich eine lange Reihe fremder, tierisch roher, zerlumpter, frierender, hungriger Leute hinziehen; schon betrunken, werden sie mit heiserer Stimme ihre Wohltäterin Anna Akimowna und deren Eltern preisen; die hinten Stehenden werden die Vorderen drängen und diese werden sich mit häßlichen Worten beschimpfen. Der Verwalter, dem der Lärm, das Schimpfen und Preisen zu viel werden wird, kommt dann endlich herausgestürzt und verabfolgt zum allgemeinen Vergnügen irgend jemand eine Ohrfeige. Aber die eigenen Leute, die Arbeiter, die zu den Festtagen nichts bekommen haben außer ihrem Lohn, und diesen schon bis auf den letzten Kopeken ausgegeben haben, werden mitten im Hofe stehen, zusehen und neidisch oder spöttisch lächeln. „Die Kaufleute, aber besonders ihre Frauen, lieben die Bettler

mehr als ihre eigenen Arbeiter," dachte Anna Akimowna, „das ist immer so." Ihr Blick fiel wieder auf den Geldbrief. Wie schön wäre es, wenn man dieses unnütze, widerliche Geld morgen unter die Arbeiter verteilen könnte, aber man darf dem Arbeiter nichts umsonst geben, sonst verlangt er später noch mehr. Und was wollen diese anderthalb Tausend sagen, wenn in der Fabrik wenigstens eintausendachthundert Arbeiter sind, nicht gerechnet Frauen und Kinder. Oder sollte sie einen unter den Bittstellern wählen, irgend einen Unglücklichen, der schon längst die Hoffnung auf eine bessere Existenz verloren hat, und ihm die anderthalb Tausend geben? Das Geld wird den Armen berauschen und er wird sich wenigstens einmal im Leben glücklich fühlen. Dieser Gedanke schien Anna Akimowna originell und zerstreute sie ein wenig. Sie zog aufs Geratewohl einen Brief aus dem Haufen und las ihn durch. Er kam von irgend einem Gouvernementssekretär Tschalikoff, der schon lange ohne Stelle war und kränkelnd im Hause Guschtschin lebte; die Frau war schwindsüchtig und sie hatten fünf unmündige Kinder. Das vierstöckige Haus Guschtschin, in dem Tschalikoff lebte, war Anna Akimowna bekannt — ein schlechtes, verfaultes, ungesundes Haus. „Ich werde das Geld Tschalikoff geben," beschloß sie, „ich werde es nicht schicken, lieber bringe ich es selbst hin, sonst entsteht unnützes Gerede. Ja," überlegte sie sich, indem sie die anderthalb Tausend in die Tasche steckte, „vielleicht bringe ich die Mädchen irgendwo unter." Ihr wurde ganz fröhlich zu Mute, sie klingelte und befahl anzuspannen.

Als sie in den Schlitten stieg, ging es auf sieben. Die Fenster aller Gebäude waren hell erleuchtet und so erschien der Hof um so dunkler. Am Hoftor, am Ende des Hofes, bei den Warenhäusern und den Arbeiterwohnungen brannten elektrische Lampen. Anna Akimowna liebte diese düsteren Gebäude, Warenlager und Arbeiterwohnungen, nicht, ja sie fürchtete sich vor ihnen. Im Hauptgebäude war sie nach dem Tode ihres Vaters nur einmal gewesen. Die

hohen Lagen mit eisernen Balken, die Unmasse großer, sich schnell drehender Räder, die Treibriemen, das durchdringende Gezisch, das Knirschen des Stahls, das Geklirr der Wagonetten, der heiße Atem des Dampfes, die blassen oder dunkelroten oder vom Kohlenstaub geschwärzten Gesichter, die schweißnassen Hemden, der Glanz des Stahls, des Messings und des Feuers, der Öl- und Kohlengeruch und ein bald heißer, bald eiskalter Wind — alles dieses machte auf sie den Eindruck der Hölle. Es schien ihr, als ob die Räder und die glühenden, zischenden Zylinder alle Bande zu sprengen strebten, um die Menschen zu vertilgen, die mit besorgten Gesichtern, ohne sich gegenseitig zu hören, zwischen den Maschinen herumliefen und deren schreckliche Bewegung zu hemmen suchten. Man zeigte Anna Akimowna irgend etwas und erklärte es ihr ehrfurchtsvoll. Sie erinnerte sich, wie in der Schmiedeabteilung ein glühendes Stück Eisen aus dem Ofen genommen wurde und wie ein alter Mann mit einem schmalen Riemen um die Stirn und ein junger in einer blauen Bluse, einer Uhrkette und einem bösen Gesicht, mit Hämmern darauf schlugen, daß glühende Funken nach allen Seiten sprühten; und bald danach ließ man vor ihr ein großes Stück Eisenblech dröhnen. Der alte Arbeiter stand stramm dabei und lächelte, und der junge erklärte ihr etwas, wobei er sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne wischte. Weiter erinnerte sie sich, daß in einer anderen Abteilung ein einäugiger Greis ein Stück Eisen sägte, so daß die Sägespäne nur so schütteten; ein rothaariger Mensch in durchlöchertem Hemd bearbeitete an der Drechslerbank ein Stück Stahl; die Drechslerbank pfiff und knirschte, daß Anna Akimowna ganz unheimlich wurde und es ihr schien, als bohre man ihr etwas in die Ohren. Sie sah hin, hörte zu, lächelte herablassend, ohne etwas zu verstehen, und schämte sich die ganze Zeit. Wie merkwürdig ist es doch, Tausende von Rubeln zu verdienen mit einer Sache, die man weder verstehen noch lieben kann.

In den Arbeiterwohnungen war sie nie gewesen — dort sollte es feucht, schmutzig und unordentlich sein. „Es ist doch merkwürdig: für die Instandsetzung der Wohnungen werden jährlich Tausende von Rubeln ausgegeben, und doch soll die Lage der Arbeiter, nach den anonymen Briefen zu urteilen, von Jahr zu Jahr schlechter werden. Zu Lebzeiten meines Vaters herrschte mehr Ordnung," dachte Anna Akimowna, „er war selbst Arbeiter und wußte, was nötig ist; ich verstehe nichts von der Sache und mache nichts als Dummheiten."

Sie wurde wieder traurig und die Freude an der Fahrt war ihr verdorben; der Gedanke an den Glücklichen, dem anderthalb Tausend in den Schoß fallen sollten, kam ihr nicht mehr originell und unterhaltend vor. Was hieß es anderes als Dummheiten machen und sich selbst betrügen, wenn sie zu einem unbekannten Tschalikoff fuhr, während ihre eigene Sache, die Millionen wert war, zerfiel und verdarb, und die Arbeiterwohnungen schlechter waren als Gefängnisse! Auf der Landstraße und längs derselben gingen eine Menge Arbeiter der benachbarten Baumwollen- und Kattunfabriken der Stadt zu. Ihr Lachen und fröhliches Sprechen tönte durch die Frostluft. Anna Akimowna beobachtete die Weiber und Kinder, und plötzlich erwachte in ihr die Sehnsucht nach Einfachheit und Beschränkung. Sie fühlte sich zurückversetzt in die längst entschwundene Zeit, als sie noch klein war und man sie Anjutka nannte; sie erinnerte sich, wie sie in einem Bett mit ihrer Mutter schlief, während im Nebenzimmer die Mieterin Wäsche wusch; aus den umliegenden Wohnungen vernahm man durch die dünnen Wände Lachen, Schelten, Kindergeschrei, Harmonikaspiel, das Schnurren der Drechslerbänke und Nähmaschinen. Ihr Vater Akim Iwanowitsch, der viele Handwerke verstand, kehrte sich nicht an diesen Lärm und die Enge, sondern lötete irgend etwas am Ofen, zeichnete oder schnitzte. Jetzt empfand sie auch den Wunsch, Wäsche zu waschen, zu plätten, in den

Laden oder in die Schenke zu laufen, wie sie es zu Lebzeiten der Mutter täglich getan hatte. Sie würde viel lieber Arbeiterin sein als Herrin! Alles war ihr so fremd und langweilig: ihr großes Haus mit Gemälden und Armleuchtern, der Diener Mischka im schwarzen Frack und dem kohlschwarzen Schnurrbart; die wohlanständige Warwaruschka und die schmeichlerische Agafja, die jungen Leute beiderlei Geschlechts, die täglich kamen und um Geld baten und vor denen sie sich immer so schuldig vorkam; die Beamten, Doktoren und Damen, die wohltätig waren mit ihrem Gelde, ihr schmeichelten und sie doch um ihrer geringen Herkunft willen verachteten!

Endlich waren sie an den Eisenbahnschienen und dem Schlagbaum angekommen, wie vorher standen zu beiden Seiten des Weges Häuser mit Gemüsegärten; nun kam man an die große Straße und da stand auch das bekannte Haus Guschtschin. Auf der für gewöhnlich stillen Straße herrschte heute, am Vorabend eines Feiertages, viel Leben. Aus den Schenken erscholl Lärm und Gesang. Wenn jetzt ein fremder Stadtbewohner durch die Straße gefahren wäre, hätte er in den Arbeitern nur schmutzige, betrunkene und schimpfende Leute gesehen; aber Anna Akimowna, die von Jugend auf in dieser Umgebung gelebt hatte, wurde bald an ihren verstorbenen Vater, bald an ihre Mutter oder den Onkel erinnert. Ihr Vater war ein weicher, unentschiedener, phantastischer, sorgloser und etwas leichtsinniger Mensch gewesen; er war weder ehrgeizig noch herrschsüchtig und pflegte zu sagen, ein Arbeiter habe keine Zeit, sich um die Bedeutung der Feiertage zu kümmern und in die Kirche zu gehen; wenn seine Frau nicht dafür gesorgt hätte, würde er wahrscheinlich nie zum Abendmahl gegangen sein und hätte auch die Fastenzeiten nicht eingehalten. Der Onkel war ganz im Gegensatz dazu sehr streng. In allem, was die Religion, Politik und Moral betraf, war er unerbittlich streng, nicht nur mit sich selbst, sondern mit allen Hausgenossen, Dienenden und Be-

kannten. Wehe, wenn jemand sein Zimmer betrat, ohne sich zu bekreuzigen. Die prachtvollen Räume, in denen Anna Akimowna jetzt wohnte, hielt er für gewöhnlich verschlossen und öffnete sie nur für besonders hochgeehrte Gäste; er selbst wohnte im Kontorgebäude in einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Heiligenbildern behängt waren. Er war ein Anhänger des alten Glaubens und empfing bei sich die altgläubigen Priester und Bischöfe, obgleich er nach dem Ritus der rechtgläubigen russischen Kirche getauft und getraut worden war und nach demselben Ritus seine Frau beerdigt hatte. Seinen einzigen Bruder und Erben Akim verachtete er wegen dessen Gleichgültigkeit gegen die Religion und wegen seiner Sorglosigkeit, die er für Dummheit und Unbildung hielt. Er hielt ihn in gewisser Entfernung von sich und zahlte ihm den Monatslohn eines gewöhnlichen Arbeiters — 16 Rubel. Akim nannte seinen Bruder „Sie" und empfand mit seiner ganzen Familie große Ehrfurcht vor ihm. Aber ungefähr drei Jahre vor seinem Tode versöhnte sich Iwan Iwanowitsch mit seinem Bruder, nahm ihn ins Haus und befahl, eine Erzieherin für Anjutka zu engagieren.

Der Eingang zum Hause Guschtschin war dunkel, tief und übelriechend, an der Mauer hörte man einen Mann husten. Anna Akimowna stieg vor dem Hause aus dem Schlitten, trat in den Hof ein und erkundigte sich, wohin sie gehen müsse, um den Beamten Tschalikoff in Nr. 46 zu finden. Man bezeichnete ihr die äußerste Tür rechts im dritten Stockwerk. Sowohl im Hof als bei der Tür und sogar auf der Treppe herrschte derselbe widerliche Geruch wie im Eingang des Hauses. In ihrer Kindheit, als ihr Vater noch einfacher Arbeiter gewesen, hatte Anna Akimowna auch in einem ähnlichen Hause gelebt; später, als ihre Verhältnisse sich gebessert, hatte sie solche Häuser als Wohltäterin besucht. Eine schmale, hochstufige, steinerne, sehr schmutzige Treppe, bei jedem Stockwerk von einem Treppenabsatz unterbrochen, auf dem Flur eine trübe Laterne, auf den Treppenabsätzen neben den Türen

Waschzuber, Töpfe, Lappen — alles dieses war ihr schon lange bekannt. Eine Tür stand offen und man konnte die jüdischen Schneider sehen, die auf Tischen saßen und nähten. Auf der Treppe begegneten ihr einige Menschen, aber es kam ihr gar nicht in den Sinn, von ihnen Unangenehmes zu befürchten. Sie scheute sich vor den nüchternen oder betrunkenen Fabrikarbeitern oder Bauern ebensowenig wie vor ihren gebildeten Bekannten.

Das Quartier Nr. 46 hatte keinen Hausflur, man trat direkt in die Küche. In den Wohnungen der Arbeiter riecht es gewöhnlich nach Lack, Harz, Leder oder Rauch, je nach der Beschäftigung des Hauswirts. Die Wohnungen der verarmten Adligen und Beamten verraten sich durch einen durchdringenden Geruch irgend einer Säure. Dieser Geruch schlug Anna Akimowna entgegen, sobald sie die Schwelle überschritten hatte. In der Ecke des Zimmers, mit dem Rücken zur Tür, saß ein Mann in einem schwarzen Überrock, wahrscheinlich Tschalikoff selbst, neben ihm fünf Mädchen. Die älteste, ein mageres Geschöpf mit einem breiten Gesicht und einem Kamm in den Haaren, mochte etwa fünfzehn Jahre alt sein. Die jüngste, ein rundliches Dingelchen mit borstigen Haaren — nicht älter als drei. Alle sechs aßen. Beim Ofen am Waschzuber stand eine kleine, sehr magere, in gesegneten Umständen befindliche Frau, bekleidet mit einem Rock und einer weißen Jacke.

„Ich habe nicht erwartet, daß du so ungehorsam sein würdest, Lisotschka," sagte der Vater vorwurfsvoll, „also du willst, daß ich dich durchprügele! Pfui, welche Schande, welche Schande!"

Die schmächtige Frau erblickte die unbekannte Dame auf der Schwelle, zuckte zusammen und entfernte sich vom Waschzuber. „Wassili Nikititsch!" rief sie nach einer Weile mit hohler Stimme, als traue sie ihren Augen nicht.

Der Mann wandte sich um und sprang auf. Er war knochig, schmalschulterig, hatte eingefallene Schläfen und eine

platte Brust. Seine Augen waren klein und tiefliegend, von dunklen Ringen umgeben, die Nase lang, etwas schnabelähnlich und nach rechts gebogen, der Mund breit. Er hatte einen zweiteiligen Bart, der Schnurrbart war abrasiert, und das verlieh ihm eher das Aussehen eines herrschaftlichen Dieners, als das eines Beamten.

„Wohnt hier Herr Tschalikoff?" fragte Anna Akimowna.

„Jawohl," antwortete Tschalikoff barsch; aber sofort erkannte er sie und rief: „Gnädige Frau Glagolewa! Anna Akimowna!" Darauf stockte sein Atem, er schlug die Hände zusammen wie bei einem plötzlichen Schreck und schrie: „Wohltäterin!" lief auf sie zu und laut stöhnend wie ein vom Schlage Getroffener fiel er vor ihr nieder und erstarrte förmlich; in seinem Bart hing etwas Kohl und er roch nach Schnaps. „Gib mir deine Hand, deine heilige Hand," murmelte er. „Es ist ein Traum, ein herrlicher Traum! Kinder, weckt mich!" Er kehrte zum Tisch zurück und mit geballten Fäusten und schluchzender Stimme sagte er: „Die Vorsehung hat uns erhört, unsere Erlöserin, unser Engel ist gekommen! Wir sind gerettet! Kinder, kniet nieder, kniet nieder!"

Frau Tschalikoff und die Mädchen, außer der jüngsten, begannen den Tisch abzuräumen.

„Sie schrieben, daß Ihre Frau sehr krank sei," sagte Anna Akimowna, indem sie sich zugleich schämte und ärgerte.

„Da ist sie, da ist meine Frau!" entgegnete Tschalikoff mit weibischer Stimme, als wenn ihm Tränen im Halse steckten. „Das ist die Unglückliche! Mit einem Fuß steht sie schon im Grabe. Aber wir murren nicht, gnädige Frau. Sterben ist besser als ein solches Leben — so stirb denn, Unglückliche!"

Wozu stellt er sich so an, dachte Anna Akimowna ärgerlich. Man sieht gleich, daß er viel mit Kaufleuten zu tun gehabt hat. „Bitte sprechen Sie aufrichtig mit mir," sagte sie, „ich liebe keine Komödie."

„Ja, gnädige Frau, fünf verwaiste Kinder, beim Schein der Begräbniskerzen, ist das Komödie?“ sagte Tschalikoff bitter und wandte sich ab.

„Schweig' still,“ flüsterte die Frau ihm zu und zog ihn am Ärmel. „Bei uns ist noch nicht aufgeräumt,“ wandte sie sich dann an Anna Akimowna, „Sie müssen schon entschuldigen, Sie wissen ja selbst, wie das so geht in der Familie.“

Die anderthalb Tausend gebe ich ihnen nicht, dachte Anna Akimowna. Um schneller von diesen Leuten mit dem sauren Geruch fortzukommen, zog sie den Geldbeutel aus der Tasche; sie hatte sich entschlossen, nicht mehr als 25 Rubel zu geben, aber plötzlich überkam sie ein Gefühl der Scham, daß sie so weit gefahren sei und die Leute aus ihrer Ruhe gestört habe um einer solchen Kleinigkeit willen.

„Wenn Sie mir Papier und Tinte geben wollen, werde ich gleich an meinen Arzt schreiben, daß er Sie besuchen möchte,“ sagte Anna Akimowna errötend; „er ist ein sehr guter Arzt, Geld für die Medizin werde ich Ihnen geben.“

Frau Tschalikoff lief schnell an den Tisch, um ihn abzuwischen.

„Was machst du da, hier ist es ja schmutzig,“ zischte Tschalikoff sie zornig an, „führe die Dame zum Mieter hinüber,“ und zu Anna Akimowna gewandt, setzte er hinzu: „Bemühen Sie sich bitte hinüber zum Mieter, dort ist es sauber.“

„Ossip Iljitsch hat verboten, sein Zimmer zu betreten,“ sagte eines der Mädchen kurz; aber es war schon zu spät, man hatte Anna Akimowna bereits aus der Küche durch ein schmales Zimmer zwischen zwei Betten hindurchgeführt; an der Lage der Bettstücke konnte man erkennen, daß in einem Bett zwei Menschen der Länge nach schliefen und in dem anderen drei quer herüber. In dem darauffolgenden Zimmer des Mieters war es wirklich rein. Da stand ein sauberes Bett mit einer roten wollenen Decke, das Kissen war weiß bezogen, sogar ein Uhrpantoffel hing über dem Bett;

ein Tisch mit einer hanfenen Decke und darauf ein milchweißes Tintenfaß, Federn, Papier, Photographien in Rahmen — alles zeugte von Ordnungssinn; auf einem anderen schwarzen Tisch lagen wohlgeordnet Instrumente und einzelne auseinander genommene Uhren. An den Wänden hingen Hämmer, Zangen, Bohrer, Stemmeisen usw. und drei tickende Wanduhren, von denen eine sehr groß war und schwere Gewichte hatte, ähnlich den Uhren in Schenken.

Als Anna Akimowna sich am Tisch niederließ, den Brief zu schreiben, erblickte sie vor sich ihr eigenes Porträt und das ihres Vaters. Darüber verwundert, fragte sie: „Wer wohnt hier?"

„Ein Mieter, gnädige Frau, Pimenow mit Namen, er arbeitet in Ihrer Fabrik."

„So — ich glaubte, es sei ein Uhrmacher?"

„Mit Uhren befaßt er sich nur aus Liebhaberei."

Nach kurzem Schweigen, in dem man nur das Ticken der Uhr und das Kratzen der Feder auf dem Papier hörte, seufzte Tschalikoff auf und sagte spöttisch: „Die Redensart ist wahr: ‚Aus Adel und Rang kann man sich keinen Pelz nähen.' Ich habe einen Titel und eine Kokarde an der Mütze und doch nichts zu essen. Meiner Meinung nach ist ein Mensch niederer Herkunft, der Armen beisteht, viel mehr wert, als ein in Schmutz und Laster versunkener Tschalikoff." Um Anna Akimowna zu schmeicheln, brachte er noch mehrere seinen Adel beleidigende Phrasen hervor, aus denen man aber doch heraushörte, daß er sich für besser hielt als sie.

Anna Akimowna hatte unterdessen ihren Brief beendigt und verschlossen. Der Brief würde nicht besorgt und das Geld zu anderen Dingen als zur Behandlung verbraucht werden, das wußte sie sicher und legte dennoch 25 Rubel auf den Tisch, denen sie nach einigem Nachdenken noch zwei Scheine hinzufügte. Frau Tschalikoffs magere, gelbe Hand, die einer Hühnerkralle glich, fuhr blitzschnell auf das Geld zu und verbarg es in der Faust.

„Sie waren so gütig, dieses Geld für die Medizin zu geben," sagte Tschalikoff mit zitternder Stimme, „aber reichen Sie Ihre hilfreiche Hand auch mir und den Kindern," schloß er und schluchzte auf, „den armen unglücklichen Kindern. Ich zittre nicht für mich, nur für meine Töchter; ich fürchte die Hydra der Unsittlichkeit."

Anna Akimowna bemühte sich, ihren Geldbeutel zu öffnen, an dem das Schloß verdorben war, wurde dabei verlegen und errötete. Sie schämte sich, daß die Leute vor ihr standen, ihr auf die Hände sahen und warteten, und innerlich doch über sie lachten. In diesem Augenblick betrat jemand die Küche und entfernte laut stampfend den Schnee von den Stiefeln.

„Da kommt der Mieter," sagte Frau Tschalikoff.

Anna Akimowna wurde noch verlegener. Sie wünschte nicht, von einem der Fabrikarbeiter in dieser lächerlichen Situation gesehen zu werden. Und gerade wie abgepaßt trat der Arbeiter in dem Augenblick ins Zimmer, als sie endlich das Schloß zerbrochen hatte und Tschalikoff einige Scheine gab. Letzterer heulte wie ein Kranker und versuchte ihr Kleid zu küssen. In dem Arbeiter erkannte sie sofort den jungen Mann, der ihr einst in der Fabrik alles gezeigt und erklärt hatte. Er schien direkt von der Arbeit zu kommen. Das Gesicht war rauchgeschwärzt und auf der linken Wange befand sich ein Rußstreifen. Die Hände waren ganz schwarz und die lose Bluse glänzte vor Fett und Schmutz. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein, war mittelgroß, dunkelhaarig, breitschulterig und offenbar sehr stark. Anna Akimowna hielt ihn für einen der Aufseher, die nicht weniger als 35 Rubel Gehalt bekommen, streng sind und ihre Untergebenen ins Gesicht schlagen; diese Eigenschaft ließ sich leicht erkennen an der Art und Weise, wie er dastand, an der Haltung, die er unwillkürlich annahm, als er eine Dame in seinem Zimmer erblickte. Hauptsächlich konnte man seinen Stand daran erkennen, daß er lange Beinkleider und Brust-

taschen trug und einen kleinen hübschen, spitzgeschnittenen Bart hatte. Der verstorbene Vater Anna Akimownas hatte sich, obgleich er ein Bruder des Fabrikbesitzers gewesen, vor dieser Art Aufseher gefürchtet und hatte versucht, ihnen immer willfährig zu sein.

„Entschuldigen Sie, daß wir ohne Ihre Erlaubnis hier eingedrungen sind," sagte Anna Akimowna.

Der Arbeiter sah sie verwundert an, lächelte verlegen und schwieg.

„Sie müssen lauter sprechen, gnädige Frau," sagte Tschalikoff leise. „Wenn Pimenow aus der Fabrik kommt, ist er immer noch ganz betäubt vom Getöse der Maschinen."

Anna Akimowna war froh, daß sie hier nichts mehr zu tun hatte, nickte und verließ schnell das Zimmer. Pimenow folgte, um sie zu begleiten.

„Dienen Sie schon lange in unserer Fabrik?" fragte sie laut, ohne ihn anzusehen.

„Bald neun Jahre, ich habe noch zu Lebzeiten Ihres Onkels meine Stelle angetreten."

„Ach, schon so lange! Ja, mein Onkel und mein Vater kannten alle Angestellten, aber ich kenne fast niemand. Ich habe Sie schon früher einmal gesehen, ich wußte nur nicht, daß Sie Pimenow heißen."

Anna Akimowna hatte das Gefühl, als müsse sie sich vor ihm rechtfertigen, als müsse sie sich den Schein geben, daß sie das Geld nicht im Ernst, nur zum Spaß gegeben hätte. „Ach, diese Armut!" seufzte sie. „Wir tun gute Werke sowohl zu den Feiertagen als auch an andern Tagen, und es kommt doch nichts dabei heraus. Mir scheint es vollständig hoffnungslos, Leuten wie Tschalikoffs zu helfen."

„Natürlich ist es hoffnungslos," stimmte Pimenow bei, „Sie können ihm geben soviel Sie wollen, er vertrinkt alles. Jetzt werden sich Mann und Frau die ganze Nacht zanken und sich gegenseitig das Geld wegnehmen," fügte er hinzu und lachte auf.

„Ja, es ist wahr, unsere Philanthropie ist hoffnungslos, langweilig und lächerlich. Aber dennoch kann man nicht die Hände in den Schoß legen, irgend etwas muß geschehen. Was soll man zum Beispiel mit Tschalikoffs machen?“ Sie blieb stehen und wandte sich, eine Antwort erwartend, zu Pimenow, der nun auch stehen blieb und schweigend mit den Achseln zuckte.

Offenbar wußte Pimenow, was man mit Tschalikoff machen müsse, aber das war so grob und unmenschlich, daß er sich nicht entschließen konnte, es auszusprechen. Auch waren ihm Tschalikoffs ganz gleichgültig. Indem er Anna Akimowna ansah, lächelte er aus Wohlgefallen und sein Gesicht bekam einen Ausdruck, als träume er etwas sehr Angenehmes.

Anna Akimowna bemerkte erst jetzt, da sie ihm so nahe gekommen, daß er sehr müde und schläfrig war.

Wenn man doch diesem Menschen die anderthalb Tausend geben könnte, dachte sie, aber der bloße Gedanke kam ihr unmöglich und beleidigend vor.

„Ihnen schmerzen gewiß alle Glieder von der Arbeit,“ sagte sie, „und Sie begleiten mich auch noch. Bleiben Sie doch drin!“

Aber Pimenow hörte nicht, was sie sagte, lief voraus an den Schlitten, knöpfte die Schlittendecke auf, half Anna Akimowna beim Einsteigen und wünschte ihr ein fröhliches Fest.

Der Morgen.

„Man hat schon längst aufgehört zu läuten! Es ist eine wahre Strafe Gottes, Sie kommen gewiß zu spät zur Verteilung! Stehen Sie doch auf!“

„Zwei Pferde laufen, laufen . . .“ sagte Anna Akimowna und damit wachte sie auf. Vor ihr stand mit einem Licht in der Hand ihre Magd, die rothaarige Mascha. „Was willst du von mir? Was ist geschehen?“

„Der Morgengottesdienst ist schon zu Ende!“ sagte Maſcha ganz verzweifelt. „Ich wecke Sie nun schon zum drittenmal! Meinetwegen könnten Sie ja bis zum Abend schlafen, aber Sie haben ja selbst befohlen, Sie zu wecken.“

Anna Akimowna stützte sich auf den Ellbogen und sah zum Fenster hinaus. Draußen war es noch ganz dunkel, nur der untere Rand des Fensterrahmens schimmerte weiß von dem daraufliegenden Schnee. Man hörte ein tiefes, volles Geläute, aber das kam von weiterher, nicht von der Ortskirche. Die Uhr auf dem Nachttischchen zeigte drei Minuten über sechs. „Es ist gut, Maſcha, nach drei Minuten werde ich aufstehen,“ sagte Anna Akimowna und zog sich die Decke über den Kopf. Sie stellte sich alles deutlich vor: den Schnee bei der Anfahrt, den Schlitten, den dunklen Himmel, die Menschenmenge und den Weihrauchduft in der Kirche — alles das war ihr unangenehm, aber trotzdem entschloß sie sich, sofort aufzustehen und zum Frühgottesdienst zu fahren. Und während sie im warmen Bett lag und mit dem Schlaf kämpfte, der immer dann am süßesten ist, wenn man ihm nicht nachgeben darf, während sie sich bald den großen Garten auf dem Berge, bald das Haus in Guschtschin vorstellte, wurde sie die ganze Zeit von dem Gedanken verfolgt, daß sie aufstehen und in die Kirche fahren müsse. Aber als sie endlich wirklich aufstand, war es schon ganz hell, und der Zeiger stand auf halb zehn. Über Nacht hatte es geschneit, die Bäume waren ganz weiß, und die Luft war ungewöhnlich leicht, durchsichtig und weich, so daß Anna Akimowna, als sie zum Fenster hinsah, das lebhafte Bedürfnis empfand, sie tief, tief einzusaugen. Als sie sich gewaschen hatte, regte sich in ihrem Herzen ein Rest der kindlichen Weihnachtsfreude und ihr wurde so froh und leicht zu Mute, als habe ihre Seele sich auch gereinigt oder sich in frischgefallenen weißen Schnee getaucht.

Da kam Maſcha herein, geputzt und geschnürt, und gratulierte zum Fest; dann half sie Anna Akimowna beim Kämmen und Ankleiden. Das leichte Rauschen des neuen, ele-

ganten Kleides und der Duft frischen Parfüms regten Anna Akimowna an.

„Jetzt sind wir in den Feiertagen," sagte sie, „das ist die rechte Zeit zum Wahrsagen."

„Voriges Jahr hat man mir prophezeit, daß ich einen alten Mann heiraten würde, dreimal kam dasselbe heraus."

„Nun, nun, Gott wird schon gnädig sein."

„Ach was, Anna Akimowna, wenn er nicht dies und nicht jenes, nicht zwei und nicht anderthalb sein soll, so ist es am besten, man heiratet einen Alten!" sagte Maschа traurig und seufzte tief auf. „Ich bin schon einundzwanzig Jahre alt, das ist keine Kleinigkeit."

Alle im Hause wußten, daß die rothaarige Maschа in den Diener Mischenka verliebt sei; drei Jahre dauerte nun schon diese leidenschaftliche, aber hoffnungslose Liebe.

„Nun, es ist schon gut," tröstete Anna Akimowna, „ich werde bald dreißig Jahre alt und hoffe doch noch auf einen jungen."

Während die Hausfrau sich ankleidete, ging Mischenka in einem neuen Frack und Lackstiefeln im Saal und Gastzimmer auf und ab und erwartete sie, um ihr zum Fest zu gratulieren. Er hatte einen ganz besonderen weichen und zarten Gang. Wenn man die Bewegungen seiner Hände und Füße, die Haltung seines Kopfes betrachtete, konnte man auf den Gedanken kommen, daß er nicht einfach gehe, sondern die erste Figur der Quadrille tanzen lerne. Ungeachtet seines samtweichen, schwarzen Schnurrbarts und des hübschen, beinahe stutzerhaften Aussehens, war er mäßig, vernünftig und gottesfürchtig wie ein alter Mann. Er betete immer knieend und liebte es, in seinem Zimmer mit Weihrauch zu räuchern. Die Reichen und Vornehmen achtete er hoch und kroch vor ihnen, aber die Armen und Bittsteller aller Art verachtete er mit der ganzen Kraft seiner reinlichen Dienerseele. Unter dem Plätthemd trug er noch ein Flanellhemd, und zwar im Sommer wie im Winter, denn er fürch-

tete sehr für seine Gesundheit; die Ohren waren mit Watte gefüllt. Als Anna Akimowna mit Mascha durch den Saal ging, beugte er den Kopf, legte ihn dabei ein wenig auf die Seite und sagte mit seiner angenehmen, honigsüßen Stimme: „Ich habe die Ehre, Ihnen, Anna Akimowna, zum heiligen Weihnachtsfest zu gratulieren.“ Anna Akimowna gab ihm fünf Rubel, aber die arme Mascha erstarrte förmlich: sein festliches Aussehen, Haltung, Stimme und das, was er sagte, blendeten sie durch Schönheit und Vollendung. Sie folgte ihrer Herrin, ohne irgend etwas zu sehen und zu hören, und lächelte nur traurig und bitter.

Der obere Stock des Hauses hieß der reine oder herrschaftliche Teil oder die Gemächer, der untere aber, in dem die alte Tante Tatjana Iwanowna herrschte, hieß der Handelsteil, Altenteil oder einfach die Weiberhälfte. Im ersten Stock wurden die feinen gebildeten Gäste empfangen — im zweiten die einfacheren Leute und die persönlichen Bekannten der Tante. Hübsch, gesund, jung und frisch, in ihrem hübschen Kleide, von dem ein Glanz auszustrahlen schien, begab sich Anna Akimowna in den unteren Stock. Hier wurde sie mit Vorwürfen empfangen darüber, daß sie, die Gebildete, Gott vergessen und den Morgengottesdienst verschlafen habe, auch nicht hinunter gekommen sei, um nach Beendigung der Fastenzeit Weihnachtsessen zu genießen. Aber alle schlugen die Hände zusammen und versicherten ihr, daß sie ungewöhnlich hübsch sei. Sie glaubte das gern, lachte, küßte alle und teilte Geld aus, je nach Verdienst einen Rubel, drei oder fünf. Es gefiel ihr sehr gut hier unten. Wohin man sah, überall Heiligenbilder, ewige Lampen, Porträts geistlicher Personen. In der Küche klapperten die Messer und schon zog ein angenehmer Geruch durchs Haus. Die gelblackierten Dielen glänzten, und von der Tür nach den Ecken zu lagen schmale blaugestreifte Teppichläufer; die Sonne schien grell durch die Fenster herein. Im Eßzimmer saßen einige fremde alte Frauen, ebenso im Zimmer

Warwaruschkas, in dem sich außerdem noch ein taubstummes Mädchen befand, das nur „blui blui" sagen konnte. Zwei schmächtige Mädchen, die man der Feiertage wegen aus dem Institut genommen hatte, traten auf Anna Akimowna zu, um ihr die Hand zu küssen, sie blieben vor ihr stehen, erstaunt über die Pracht ihres Kleides. Anna Akimowna bemerkte, daß eine von ihnen etwas verwachsen sei, und mitten in der fröhlichen Feststimmung zog sich ihr Herz schmerzlich zusammen bei dem Gedanken, daß dieses arme Mädchen von den jungen Männern verachtet werden würde und nie heiraten könne. Bei der Köchin Agafjuschka in der Küche saßen fünf Männer in nagelneuen Hemden und tranken Tee beim Samowar, es waren aber keine Fabrikarbeiter, sondern Verwandte der Köchin. Als sie Anna Akimowna erblickten, sprangen sie alle auf und hörten vor Ehrfurcht auf zu kauen, obgleich alle den Mund voll hatten. Der Koch Stepan kam aus der Küche ins Zimmer, in weißer Mütze und mit einem langen Messer in der Hand, und gratulierte. Auch die Hausknechte in ihren Filzstiefeln traten ein, um zu gratulieren; sogar der Wasserführer mit langen Eiszapfen am Bart sah ins Zimmer, wagte aber nicht einzutreten.

Anna Akimowna ging durch alle Zimmer, hinter ihr der ganze Hofstaat: die Tante, Warwaruschka, Mikandrowna, die Näherin Marfa Petrowna, und Mascha aus dem unteren Stock. Warwaruschka war mager, schlank, hoch gewachsen, größer als alle Hausgenossen, immer schwarz gekleidet und einen Geruch nach Zypressen und Kaffee um sich verbreitend; in jedem Zimmer bekreuzigte sie sich vor dem Heiligenbilde und verbeugte sich tief. Bei ihrem Anblick mußte man immer daran denken, daß sie sich ihr Totenkleid schon bereit gelegt hatte und daß im selben Koffer neben dem Totenhemd auch ihre Lotterielose lagen.

„Ach, Anjutinka, sei barmherzig, es ist ja Weihnachten," sagte sie, indem sie die in die Küche führende Tür öffnete, „verzeih' ihm, Gott segne ihn!"

In der Mitte der Küche kniete der Kutscher Panteli, der schon im November wegen Trunksucht entlassen worden war. Er war ein braver Mensch, aber in betrunkenem Zustande pflegte er sehr laut zu sein; er konnte dann nicht schlafen, ging in allen Fabrikgebäuden herum und schrie mit drohender Stimme: „Ich weiß alles!"

Jetzt zeugten seine blutunterlaufenen Augen und sein rotes, gedunsenes Gesicht davon, daß er vom November bis Weihnachten nicht nüchtern geworden war.

„Verzeihen Sie, Anna Akimowna," sagte er mit heiserer Stimme und berührte den Boden mit der Stirn, wobei sein breiter Stiernacken zum Vorschein kam.

„Die Tante hat dir gekündigt, sie mußt du auch um Verzeihung bitten."

„Was hat die Tante?" fragte letztere, indem sie schweratmend die Küche betrat. Sie war sehr dick und auf ihrer Brust hätten eine Teemaschine und ein Teebrett mit Tassen Platz gefunden. „Was hat die Tante hier noch zu sagen? Du bist hier die Herrin und mußt Ordnung schaffen; wenn es nach mir ginge, brauchten diese gemeinen Kerle gar nicht vorhanden zu sein. Nun steh' auf, Raufbold!" schrie sie ihm ungeduldig zu. „Mach' daß du mir aus den Augen kommst. Aber es ist das letzte Mal, daß ich dir verzeihe, wenn es noch einmal vorkommt, bitte mich nicht mehr um Gnade."

Darauf gingen sie ins Eßzimmer, um Kaffee zu trinken. Aber kaum hatten sie sich an den Tisch gesetzt, als Mascha blitzschnell ins Zimmer gelaufen kam, entsetzt ausrief: „Die Sänger kommen" und wieder fortrannte. Man hörte Schnauben, Husten im tiefsten Baß und ein Geräusch von Schritten, als führte man beschlagene Pferde in den Saal. Während einer halben Minute war alles still; dann stimmten die Sänger so laut und plötzlich an, daß alle zusammenfuhren, und zugleich kam der Priester aus dem Armenhause mit dem Diakonus und dem Küster. Beim Anziehen seines Epitrachilion*)

*) Schultertuch der russischen Geistlichen.

erzählte der Priester langsam, daß es am Morgen, als man zum Frühgottesdienst läutete, geschneit habe und nicht sehr kalt gewesen sei, gegen Mittag sei es kälter geworden und jetzt seien gewiß zwanzig Grad.

„Aber viele Menschen behaupten, daß der Winter zuträglicher sei als der Sommer," sagte der Diakonus, legte aber sein Gesicht gleich in ernste Falten und stimmte mit dem Priester an: „Deine Geburt, o Heiland . . . —"

Bald darauf kamen der Priester des Arbeiterhospitals mit seinem Küster, dann die Barmherzigen Schwestern, die Kinder aus dem Waisenhaus, und die ganze Zeit tönte der Gesang fast ununterbrochen fort. Man sang, nahm einen kleinen Imbiß und ging wieder fort. Dann kamen die Fabrikarbeiter, ungefähr zwanzig an der Zahl; es waren nur die älteren Leute — Mechaniker, deren Gehilfen, Modellierer, Buchhalter usw., alles anständige Leute in neuen schwarzen Röcken. Ohne Ausnahme waren es tüchtige Leute, jeder kannte seinen eigenen Wert, das heißt: er wußte, daß, wenn er heute seine Stelle verlieren sollte, er morgen eine ebenso gute auf einer anderen Fabrik erhalten würde. Sie schienen die Tante gern zu haben, denn sie waren in ihrer Gegenwart ungezwungen und rauchten sogar, ja der Buchhalter faßte die Tante noch dazu um ihre dicke Taille, als sie sich dem Frühstückstisch näherten. Ungezwungen waren sie vielleicht zum Teil auch darum, weil Warwaruschka, die zu Lebzeiten des Onkels große Macht im Hause besaß, jetzt nichts mehr zu sagen hatte; vielleicht auch darum, weil viele von ihnen sich noch der Zeit erinnerten, als Tante Tatjana Iwanowna, die von den Brüdern sehr streng gehalten wurde, noch in den einfachen Kleidern einer Bauernfrau einherging, und als Anna Akimowna noch im Hof bei den Fabrikgebäuden spielte und alle sie einfach Anjutka nannten. Die Arbeiter aßen, unterhielten sich und betrachteten Anna Akimowna verwundert: wie sie groß und schön geworden war. Aber dieses feine, von Lehrern und Gouvernanten erzogene

Fräulein war ihnen fremd und unverständlich, darum hielten sie sich mehr zur Tante, die sie mit du anredete, unausgesetzt zum Essen nötigte und schon zwei Schnäpse auf ihr Wohl getrunken hatte.

Anna Akimowna fürchtete immer für hochmütig gehalten und als Emporkömmling oder als Krähe in Pfauenfedern betrachtet zu werden. Darum blieb sie auch jetzt im Eßzimmer und mischte sich in die Unterhaltung der Anwesenden. An Pimenow, ihren Bekannten von gestern, richtete sie die Frage: „Warum hängen in Ihrem Zimmer so viel Uhren?"

„Ich nehme sie in Reparatur," antwortete er, „ich beschäftige mich damit nach Beendigung der Tagesarbeit, an Feiertagen oder wenn ich nicht schlafen kann."

„Also kann ich Ihnen meine Uhr schicken, wenn sie entzweigehen sollte," fragte Anna Akimowna und lachte.

„Warum nicht, ich werde sie mit Vergnügen reparieren," erwiderte Pimenow, und in sein Gesicht trat ein Ausdruck der Rührung, als sie, selbst nicht wissend warum, ihre feingearbeitete goldene Uhr von der Kette löste und sie ihm reichte. Er besah sie schweigend und gab sie ihr zurück. „Warum nicht, mit Vergnügen," wiederholte er. „Ich repariere eigentlich nicht Taschenuhren. Ich habe schwache Augen und der Arzt hat mir verboten, zu feine Arbeit auszuführen; aber für Sie kann ich eine Ausnahme machen."

„Die Ärzte lügen," sagte der Buchhalter. Alle lachten. „Glaube ihnen nicht," fuhr jener, durch das Gelächter ermutigt, fort. „Voriges Jahr, es war in der Fastenzeit, sprang ein Zapfen aus der Trommel und traf den alten Kalmikow so stark an den Kopf, daß das Gehirn bloßgelegt war. Der Arzt hatte ihn aufgegeben; er ist aber nicht gestorben, sondern lebt und arbeitet; nur hat er nach diesem Unfall angefangen zu stottern."

„Ja, ja, die Ärzte lügen wohl, aber nicht immer," seufzte die Tante. „Der verstorbene Peter Andreitsch hat seine Augen verloren. Er arbeitete ebenso wie du von Tag zu Tag in

der Fabrik am heißen Ofen und zuletzt wurde er blind. Die Hitze war den Augen schädlich. Ach, was soll man davon sprechen," unterbrach sie sich. „Kommt, laßt uns noch eins trinken. Ich gratuliere euch zu den Feiertagen, meine Lieben. Ich trinke sonst mit niemand, aber mit euch trinke ich doch, ich alte Sünderin. Gesegne 's Gott!"

Anna Akimowna schien es, als wenn Pimenow sie nach der gestrigen Begegnung als Philanthropin verachte, aber als Frau bewundere. Sie betrachtete ihn und fand, daß er sich sehr gut benehme und anständig gekleidet sei. Die Ärmel des Rockes waren wohl etwas kurz, auch schien die Taille zu hoch zu sitzen und die Beinkleider waren nicht ganz modern, nicht breit genug, aber dafür war das Halstuch geschmackvoll gebunden und weniger grell als bei den andern. Auch schien er ein gutmütiger Mensch zu sein, denn er aß ergeben alles auf, was die Tante ihm auf den Teller legte. Sie rief sich in die Erinnerung zurück, wie schwarz er gestern ausgesehen hatte, wie ruhebedürftig er war, und diese Erinnerung bewegte sie.

Als die Arbeiter sich zum Aufbruch rüsteten, reichte Anna Akimowna Pimenow die Hand; sie hätte ihn gern eingeladen, ihr ohne besondere Einladung einen Besuch zu machen, fand aber nicht die rechten Worte, die Zunge gehorchte ihr nicht. Und damit man nicht glaube, daß Pimenow ihr besonders gefalle, reichte sie seinen Kameraden auch die Hand.

Darauf kamen die Schüler der Lehranstalt, deren Wohltäterin Anna Akimowna war. Alle waren kurz geschoren und mit gleichen grauen Blusen bekleidet. Der Lehrer, ein noch junger, bartloser Mensch mit roten Flecken im Gesicht, war offenbar sehr aufgeregt; er stellte die Knaben in Reihe und Glied auf, die alle zugleich zu singen begannen, aber mit schrillen, unangenehmen Stimmen. Der Fabrikdirektor Nasarytsch, ein kahlköpfiger, scharfblickender Altgläubiger, vertrug sich nie gut mit den Lehrern, aber diesen haßte und verachtete er ganz besonders, ohne selbst zu wissen warum.

Er behandelte ihn grob und von oben herab, zahlte ihm das Gehalt nicht zur rechten Zeit aus und mischte sich oft in den Unterricht. Um ihn herauszubeißen, hatte er zwei Wochen vor Weihnachten einen Verwandten seiner Frau als Schuldiener angestellt, einen Trunkenbold, der dem Lehrer nicht gehorchte und ihm in Gegenwart der Schüler Grobheiten sagte.

Anna Akimowna wußte das alles ganz gut, helfen konnte sie aber nicht, denn sie fürchtete sich selbst vor Nasarytsch. Jetzt wollte sie wenigstens recht freundlich gegen ihn sein und ihm sagen, wie zufrieden sie mit ihm sei; aber als er nach Beendigung des Gesanges sehr verlegen wurde und anfing, sich für irgend etwas zu entschuldigen, als die Tante ihn duzte und ihn familiär zum Tische hinzog — da wurde es ihr langweilig und unbequem, sie befahl, den Kindern Naschwerk zu geben und ging in ihre Zimmer hinauf.

„Eigentlich liegt doch viel Härte in diesen Festsitten," sagte sie gleichsam zu sich, indem sie durchs Fenster den Knaben nachsah, die sich von der Haustür zum Hoftor drängten und im Gehen ihre Pelze und Mäntel anzogen. „An Feiertagen möchte man ausruhen, mit den Seinigen zu Hause zusammensitzen, aber diese armen Knaben, der Lehrer und die Arbeiter sind verpflichtet, in der Kälte hierher zu kommen, zu gratulieren, ihre Ehrfurcht auszudrücken, verlegen zu werden . . . —"

Mischenka, der an der Saaltür stand, hörte dies Selbstgespräch und sagte: „Wir haben diese Sitte nicht aufgebracht und werden sie auch nicht abschaffen. Ich bin ja nur ein ungebildeter Mensch, Anna Akimowna, aber ich verstehe die Sache so, daß die Armen sich vor den Reichen beugen müssen. Man sagt: Gott kennt den Schelm. In den Gefängnissen, den Nachtquartieren und Trinkhäusern sind immer nur arme Leute, aber die anständigen Leute sind immer reich, wie Sie bemerkt haben werden. Von den Reichen sagt man: Gleich und gleich gesellt sich gern."

„Ach, Mischa, Sie drücken sich immer so traurig und

unverständlich aus," sagte Anna Akimowna und ging ans andere Ende des Saales.

Es war eben erst etwas über elf Uhr. Die Stille der großen Gemächer, die nur von Zeit zu Zeit durch den von unten heraufdringenden Gesang unterbrochen wurde, drückte mit gähnender Langeweile. Die Bronzen, Albums, die Ölgemälde an den Wänden, die Schiffe auf hohem Meer, eine Wiese mit Kühen oder eine Ansicht vom Rhein darstellten, waren so wenig neu, daß der Blick darüber hinwegglitt, ohne an ihnen zu haften. Die Feststimmung fing schon an in Langeweile überzugehen.

Anna Akimowna war sich noch immer bewußt, daß sie schön, gut und ungewöhnlich sei, aber es schien ihr, als bedürfe niemand mehr ihrer. Sie fragte sich, für wen und wozu sie dieses teure Kleid angezogen habe. Und wie immer an Festtagen, so begann auch jetzt der Gedanke sie zu quälen, daß ihre Schönheit, Gesundheit und ihr Reichtum nichts als Betrug sei, weil sie ganz allein sei auf der Welt und niemand sie wirklich liebe. Sie ging durch alle Zimmer, vor sich hinsingend, und sah aus den Fenstern. Als sie im Saal stehen blieb, konnte sie sich nicht enthalten, ein Gespräch mit Mischenka anzuknüpfen: „Ich weiß gar nicht, was Sie sich eigentlich einbilden, Mischa, wirklich, Gott wird Sie noch dafür bestrafen."

„Wovon sprechen Sie?"

„O, Sie wissen sehr gut, wovon ich spreche. Entschuldigen Sie, daß ich mich in Ihre Privatangelegenheiten mische, aber mir scheint, daß Sie sich aus Eigensinn Ihr Leben verderben. Sie müssen zugeben, daß es für Sie jetzt gerade die rechte Zeit ist, zu heiraten, und sie ist ein hübsches, anständiges Mädchen. Eine bessere als diese werden Sie nie finden: sie ist hübsch, klug, sanft und unterwürfig. Und was das Äußere anbetrifft — nun, wenn sie einer höheren Gesellschaftsklasse angehörte, würde man sich schon um ihres prachtvollen rotblonden Haares willen in sie verlieben. Sehen

Sie doch nur hin, wie das Haar zu ihrer Gesichtsfarbe paßt. Ach Gott, Sie verstehen ja gar nichts davon, und wissen selbst nicht, was Ihnen gut ist," sagte Anna Akimowna bitter, und die Tränen traten ihr in die Augen. „Das arme Mädchen tut mir wirklich leid! Ich weiß sehr gut, Sie wollen eine mit Geld heiraten, aber ich habe es Ihnen schon gesagt, daß ich Mascha eine Aussteuer geben werde."

Seine zukünftige Gemahlin konnte Mischenka sich nicht anders vorstellen als groß, dick, solide und fromm, sie mußte einen Gang wie ein Pfau haben und wer weiß warum einen langen Schal um die Schultern. Mascha war schmal und mager, stark geschnürt und hatte einen schnellen trippelnden Gang; hauptsächlich aber fand er sie zu pikant. Es kam vor, daß sie ihm gelegentlich sehr gut gefiel, aber das paßte seiner Meinung nach nicht in die Ehe, sondern nur zu einem schlechten Betragen.

Als Anna Akimowna versprochen hatte, Mascha eine Aussteuer zu geben, war er eine Zeitlang schwankend geworden; aber da hatte einmal ein armer Student, der mit einem Brief zu Anna Akimowna kam, sich nicht enthalten können, Mascha unten beim Kleiderständer zu umarmen, infolgedessen sie leicht aufgeschrien hatte; und von der Zeit an bekam Mischenka, der oben auf der Treppe gestanden und alles gesehen hatte, einen Abscheu vor Mascha. Wer weiß, wenn ein reicher Student oder ein Offizier sie umarmt hätte, wäre der Eindruck auf ihn vielleicht ein anderer gewesen.

„Nun, warum wollen Sie denn nicht?" fragte Anna Akimowna, „was brauchen Sie denn noch?"

Mischenka schwieg und starrte unbeweglich mit hochgezogenen Augenbrauen auf den Lehnstuhl.

„Sie lieben eine andere?"

Mischenka schwieg. Die rothaarige Mascha kam und brachte auf einem Teebrett Briefe und Visitenkarten. Sie erriet, daß von ihr gesprochen würde, und erschrak, daß sie fast in Tränen ausbrach.

„Der Postbote ist dagewesen," murmelte sie. „Dann ist auch ein Beamter Tschalikoff gekommen, er wartet unten und behauptet, Sie hätten ihm befohlen, heute herzukommen."

„Welche Unverschämtheit!" rief Anna Akimowna aufgebracht. „Ich habe ihm nichts befohlen. Sagen Sie ihm, er solle machen, daß er fortkomme, ich sei nicht zu Hause."

Die Klingel ertönte. Da kamen die Geistlichen aus ihrer Gemeinde, die immer oben empfangen wurden; nach ihnen der Fabrikdirektor Nasarytsch und der Fabrikarzt; dann meldete Mischenka den Inspektor der Volksschulen an. Die Visiten begannen. In den freien Augenblicken setzte sich Anna Akimowna in einen Lehnstuhl, schloß die Augen und dachte daran, daß sie allein stand und wohl auch nie heiraten werde. Aber daran war sie nicht schuld. Das Schicksal hatte sie aus der einfachen Arbeiterumgebung, in der sie sich, soviel sie sich erinnern konnte, sehr wohl gefühlt hatte, in diese großartigen Räume versetzt, mit denen sie niemals etwas anzufangen wußte. Auch konnte sie nicht verstehen, warum so viele Menschen kamen und gingen. Alles, was vorging, kam ihr so kleinlich und unnötig vor, denn es gab ihr keinen Augenblick Glück und konnte ihr auch keins geben.

„Ja, wenn man sich verlieben könnte," dachte sie und reckte sich, und schon bei dem bloßen Gedanken wurde ihr warm ums Herz — „und die Fabrik loswerden" — dabei malte sie sich aus, wie sie plötzlich befreit sein würde von all den Sorgen um Fabrik, Arbeiterwohnungen, Schulen — dann dachte sie an ihren Vater, wenn der noch gelebt hätte, wäre sie wahrscheinlich an irgend einen bescheidenen Arbeiter verheiratet worden, zum Beispiel an Pimenow. Er hätte ihr einfach befohlen, ihn zu heiraten — das wäre alles gewesen: und es wäre gut gewesen, denn dann würde die Fabrik in die rechten Hände gekommen sein. Sie rief sich Pimenow ins Gedächtnis zurück: sein lockiges Haar, das kühne Profil, die feinen spöttischen Lippen, die un-

geheure Kraft seiner Schultern, Hände und Brust, und die Rührung, mit der er ihre Uhr betrachtet hatte. „Nun und was dann," sagte sie vor sich hin, „ich hätte ihn genommen."

„Anna Akimowna," rief Mischenka, der unbemerkt eingetreten war.

„Wie Sie mich erschreckt haben," sagte sie zusammenfahrend, „was brauchen Sie?"

„Anna Akimowna," wiederholte er, die Hand aufs Herz legend und die Augenbrauen in die Höhe ziehend, „Sie sind meine Herrin und Wohltäterin, Sie allein können mir zur Ehe raten, denn Sie sind für mich wie eine Mutter ... aber verbieten Sie, daß man unten über mich lacht und mich verspottet. Ich kann gar nicht ruhig durchgehen."

„Womit necken sie dich denn?"

„Sie nennen mich Maschas Mischenka."

„Pfui, was für ein Unsinn!" fuhr Anna Akimowna auf. „Wie ihr alle dumm seid! Was für ein Dummkopf du bist, Mischa! Wie ihr mir alle langweilig geworden seid; ich will euch nicht mehr sehen!!"

Das Mittagessen.

Ebenso wie im vorigen Jahr kamen als letzte Visiten der Wirkliche Staatsrat Krylin und der bekannte Advokat Lyssewitsch. Sie kamen, als es schon zu dunkeln begann. Krylin, ein alter Herr über 60 Jahr, mit einem breiten Mund, grauem Backenbart und einem Luchsgesicht, war in Uniform, mit dem Ordensband des Annenordens geschmückt, und in weißen Beinkleidern. Er hielt lange Anna Akimownas Hände zwischen den seinen, sah ihr aufmerksam ins Gesicht, bewegte die Lippen und sagte endlich langsam, mit eintöniger Stimme: „Ich habe Ihren Onkel gekannt — auch Ihren Vater und wurde von ihnen gern gesehen. Jetzt halte ich es für meine angenehme Pflicht, ihrer verehrten Erbin zu

gratulieren ... obgleich ich krank bin und weit wohne ... ich freue mich, Sie so gesund zu sehen."

Der vereidigte Rechtsanwalt Lyssewitsch, ein großer hübscher blonder Mensch, mit leicht ergrauten Schläfen und Bart, tat sich durch feine Manieren hervor. Er hielt sich etwas nach vorn übergebeugt, grüßt etwas nachlässig und zuckte während des Sprechens mit den Achseln — das alles tat er mit einer gewissen nachlässigen Grazie, wie ein verwöhntes Pferd, das lange im Stall gestanden hat. Er war wohlbeleibt, sehr gesund und reich. Einmal hatte er sogar 40 000 Rubel gewonnen, es aber vor seinen Verwandten verheimlicht. Er liebte gut zu essen, besonders verschiedene Käsearten, Trüffeln und geriebenen Meerrettich mit Hanföl — er behauptete sogar, in Paris gebratene Eingeweide gegessen zu haben. Er sprach gewählt, langsam, ohne zu stottern; nur manchmal erlaubte er sich, aus purer Koketterie die Rede zu unterbrechen und mit den Fingern zu schnalzen, als wenn ihm ein Wort fehle. Dem, was er im Gerichtssaal sprach, schenkte er schon lange gar keinen Glauben mehr, oder legte ihm wenigstens keinen Wert bei — alles war ihm schon so altbekannt und gewöhnlich. Er glaubte nur dem Ungewöhnlichen, Originellen. Die gewöhnliche Moral, in origineller Form abgefaßt, rührte ihn bis zu Tränen. Seine beiden Taschenbücher waren vollgeschrieben mit ungewöhnlichen Aussprüchen, die er verschiedenen Schriftstellern entnommen hatte, und wenn er irgend einen Ausspruch brauchte, durchblätterte er nervös beide Bücher und fand gewöhnlich das Gesuchte nicht. Der verstorbene Akim Iwanowitsch hatte ihn in einer fröhlichen Stunde als Advokaten der Fabrik angestellt mit 12 000 Rubel Gehalt. Die Gerichtssachen der Fabrik beschränkten sich auf einige kleine Untersuchungen, die Lyssewitsch seinen Gehilfen überließ.

Anna Akimowna wußte, daß er auf der Fabrik nichts zu tun hatte, aber kündigen konnte sie ihm nicht. Er nannte sich ihren „Juriskonsult" und seinen Gehalt, den er sehr genau jeden Ersten des Monats abholen ließ — die „rauhe

Prosa.“ Anna Akimowna war es bekannt, daß Lyssewitsch, als man ihren Wald nach dem Tode ihres Vaters verkaufte, bei diesem Verkauf einen Gewinn von mehr als 15 000 Rubeln gehabt und diesen Gewinn mit Nasarytsch geteilt hatte. Anna Akimowna hatte bitterlich geweint, als sie von diesem Betruge hörte, hatte sich aber später daran gewöhnt.

Nachdem Lyssewitsch ihr gratuliert und beide Hände geküßt hatte, maß er sie mit seinen Blicken von oben bis unten: „Ich habe es schon gesagt, es ist nicht gut, meine Liebe, es ist nicht gut.“

„Wovon sprechen Sie, Viktor Nikolaewitsch?“

„Ich sagte Ihnen, Sie müssen nicht voller werden. Unser Geschlecht hat eine unglückliche Neigung zum Dickwerden. Es ist nicht gut —“ wiederholte er flehentlich und küßte ihr die Hand. „Sie sind so gut! so schön! — Hier, Exzellenz,“ wandte er sich an Nasarytsch, „stelle ich Ihnen vor die einzige Frau auf der Welt, die ich aufrichtig liebe.“

„Das ist ganz natürlich. Wie kann man in Ihrem Alter mit Anna Akimowna bekannt sein, ohne sie zu lieben, das ist ja ganz unmöglich.“

„Ich bete sie an,“ fuhr der Advokat fort; er meinte es ganz ehrlich, sprach aber mit der ihm eigenen nachlässigen Grazie. „Ich liebe sie, aber nicht weil sie eine Frau ist und ich ein Mann bin; wenn ich mit ihr zusammen bin, scheint es mir, als gehöre sie einem dritten Geschlecht an und ich einem vierten, wir werden fortgetragen in das Gebiet der feinsten Farbentöne und verwandeln uns dort in ein Gespenst. Am besten beschreibt solche Verhältnisse „Le Comte Delissle.“ Er hat einen ausgezeichneten Ausspruch dafür.“

Lyssewitsch blätterte erst in einem Taschenbuch, darauf im anderen, und als er den Ausspruch nicht finden konnte, beruhigte er sich. Man unterhielt sich über das Wetter, über die Oper, sprach davon, daß bald die Duse kommen würde. Es fiel Anna Akimowna ein, daß Lyssewitsch und, wie ihr

schien, auch Krylin im vergangenen Jahr bei ihr gespeist hatten, und darum bewies sie ihnen jetzt mit eindringlicher Stimme, daß sie bei ihr zu Tisch bleiben müßten, da sie doch keine Besuche mehr machen könnten. Nach einigem Schwanken blieben die Gäste. Außer dem Mittag, das aus Kohlsuppe, Ferkelbraten, Gänsebraten mit Äpfeln usw. bestand, wurde zu großen Feiertagen ein besonderes, sogenanntes französisches oder Koch-Mittag zubereitet, im Falle die Gäste des oberen Stockes danach Verlangen tragen sollten. Als man im Eßzimmer mit den Tellern zu klappern anfing, machte sich eine gewisse Erregung bei Lyssewitsch bemerkbar: er rieb sich die Hände, zuckte mit den Achseln, verzog das Gesicht freudig und erzählte mit Gefühl, was für Gastmähler man früher hier zu geben pflegte, und was für eine prachtvolle Pastete aus Quappen der hiesige Koch zu machen verstehe, das ist schon keine Pastete mehr — die wahre Offenbarung. Er schmeckte und genoß bereits im voraus das Essen. Als endlich Anna Akimowna ihm den Arm reichte und ins Eßzimmer führte, als er einen Schnaps getrunken hatte und ein Stück geräucherten Fisch in den Mund steckte — da grunzte er förmlich vor Entzücken. Er kaute laut und widerlich, indem er verschiedene Töne von sich gab, seine Augen wurden dabei ganz fettig und gierig. Die Sakuski (Imbiß, den man vor der Suppe gibt) waren ausgezeichnet und sehr reichlich. Unter anderem gab es frische weiße Pilze in saurem Schmant, Sauce provençale mit gebratenen Austern und Krebsschwänzen, die mit bitteren Pikles angemacht waren. Das eigentliche Mittag bestand aus ausgesuchten Festspeisen, die Weine waren vortrefflich. Mischenka bediente bei Tisch. Wenn er irgend eine neue Speise auf den Tisch stellte und den Deckel von einer glänzenden Schüssel abnahm oder Wein eingoß, so tat er das mit der Würde eines Professors der schwarzen Kunst; und sein Gesicht und seinen Gang, der der ersten Figur der Quadrille glich, betrachtend, dachte der Advokat mehreremal: Du Esel!

Nach der dritten Speise wendete Lyssewitsch sich an Anna Akimowna und sagte: „Die Frau fin de siècle — ich meine natürlich die junge, reiche — muß unabhängig sein, klug, fein, intelligent, mutig und ein wenig verderbt. Verderbt bis zu einem gewissen Grade, ein wenig, denn darin stimmen Sie mit mir überein — volle Befriedigung kommt schon der Ermüdung gleich. Sie, meine Liebe, müssen nicht einfach leben und wachsen wie alle, Sie müssen das Leben würzen, und eine leichte Verderbtheit ist die Sauce des Lebens. Begraben Sie sich unter Blumen mit betäubendem Duft, berauschen Sie sich am Moschus, essen Sie Haschisch, aber vor allem lieben Sie, lieben Sie, lieben Sie ... Ich an Ihrer Stelle würde mir sieben Männer zulegen, nach der Anzahl der Wochentage; einen würde ich Montag nennen, den zweiten Dienstag, den dritten Mittwoch und so weiter, so würde jeder seinen Namen kennen."

Diese Unterhaltung regte Anna Akimowna auf. Sie hatte nichts gegessen und trank nur ein Glas Wein.

„Lassen Sie mich doch endlich zu Worte kommen," sagte sie. „Für meine Person verstehe ich nicht, was das heißt, Liebe ohne Familienleben. Ich bin einsam, einsam wie der Mond am Himmel, empfinde auch diesen Mangel, und bin überzeugt, daß derselbe ausgefüllt werden könnte nur mit der Liebe im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Mir scheint, diese Liebe würde meine Pflichten und meine Arbeit bestimmen, würde meine Weltanschauung verklären. Von der Liebe erwarte ich den Frieden meiner Seele, die Ruhe, alles, was recht fern liegt vom Moschus und allem Spiritismus und fin de siècle, mit einem Wort" — hier wurde sie verlegen — „ich meine einen Mann und Kinder."

„Sie wollen heiraten — warum denn nicht," stimmte Lyssewitsch bei, „Sie müssen alles kennen lernen — die Ehe, die Eifersucht, die Süßigkeit des ersten Betruges, sogar das Vergnügen, Kinder zu haben ... Aber beeilen Sie sich zu leben, beeilen Sie sich, Liebe, die Zeit vergeht und bleibt nicht stehn."

„Ich werde hingehn und irgend jemand heiraten," sagte sie und sah ärgerlich in sein sattes, zufriedenes Gesicht. Ich werde mich verheiraten auf die allergewöhnlichste, banalste Art und Weise und werde von Glück strahlen. Und können Sie sich das vorstellen, ich werde irgend einen ganz einfachen Arbeiter heiraten, einen Mechaniker oder Zeichner."

„Auch nicht schlecht. Die Herzogin Josiana gewann Hainplen, und es war ihr erlaubt, weil sie eine Herzogin war; Ihnen ist auch alles erlaubt, denn Sie sind ein ungewöhnliches Wesen. Wenn es Ihnen einfallen sollte, einen Neger oder Araber zu lieben, so verschreiben Sie sich einen. Versagen Sie sich nichts. Sie müssen ebenso kühn sein wie Ihre Wünsche. Bleiben Sie nicht hinter ihnen zurück."

„Bin ich wirklich so schwer verständlich?" fragte Anna Akimowna verwundert, und in ihren Augen blitzten Tränen. „Verstehen Sie mich doch, auf mir lastet ein großes Unternehmen, zweitausend Arbeiter, für die ich vor Gott verantwortlich bin. Menschen, die in meinem Dienst blind und taub werden. Es ist mir schrecklich zu leben, wirklich schrecklich — und Sie haben die Herzlosigkeit, mit mir von irgend welchen Negern zu sprechen — und lächeln noch dazu."

Anna Akimowna schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Mein Leben in der bisherigen Weise fortführen oder einen ebenso müßigen, unwissenden Menschen heiraten, wie ich es bin — das hieße ein Verbrechen begehen. Ich kann so nicht weiter leben," sagte sie eifrig, „ich kann nicht."

„Wie schön sie ist," sagte Lyssewitsch, der sie entzückt betrachtete, „wie sie schön ist!! Aber worüber ärgern Sie sich denn so, meine Liebe? Wollen wir zugeben, daß ich unrecht habe, aber glauben Sie denn, daß die Arbeiter es leichter haben werden, wenn Sie um Ihrer Ideen willen, die ich übrigens sehr verehre, sich langweilen und sich den Freuden des Lebens entziehen? Nicht im geringsten. Nein, nein, die Sittenverderbnis," fuhr er mit Entschiedenheit fort. „Ihnen

ist das unumgänglich notwendig, ein wenig verderbt zu sein. Denken Sie darüber nach."

Anna Akimowna war froh, daß sie sich ausgesprochen hatte, und wurde fröhlicher. Es gefiel ihr, daß sie so schön gesprochen, so ehrlich und edel gedacht hatte. Sie war überzeugt, daß wenn zum Beispiel Pimenow sie liebgewonnen, sie ihn mit Freuden geheiratet hätte.

Mischenka goß Champagner ein.

„Sie machen mich böse, Viktor Nikolaewitsch," sprach sie weiter, mit ihm anstoßend. „Es ärgert mich, daß Sie Ratschläge erteilen, ohne das Leben zu kennen. Sie glauben, ein Mechaniker oder Zeichner muß durchaus ein roher, unwissender Mensch sein. Aber das sind die allerklügsten, außergewöhnlichsten Leute."

Krylin hatte die ganze Zeit dagesessen wie eine Bildsäule und ununterbrochen gegessen; jetzt sagte er langsam: „Ihr Herr Vater und Ihr Onkel — ich kannte und ehrte sie — waren Leute mit großem Verstand und seltenen Eigenschaften."

„Schon gut, wir kennen diese Eigenschaften," murmelte Lyssewitsch und bat um die Erlaubnis zu rauchen.

Nach Beendigung des Mittagessens ruhte Krylin sich etwas aus. Lyssewitsch rauchte seine Zigarre zu Ende und ging schwankend vor Sattheit hinter Anna Akimowna in deren Kabinett.

Die bequemen Ecken mit Photographien und Fächern, dazu die unumgängliche rosa und blaue Ampel an der Zimmerdecke, das alles liebte er nicht, denn es schien ihm der Ausdruck eines welken, nicht eigenartigen Charakters zu sein; außerdem war die Erinnerung an einige Romane seines Lebens, deren er sich jetzt schämte, mit einer solchen Ampel verbunden.

Aber das Kabinett Anna Akimownas mit seinen einfachen Möbeln und kahlen Wänden gefiel ihm außerordentlich. Er saß so behaglich und weich auf dem türkischen Sofa

und sah auf Anna Akimowna, welche gewöhnlich auf dem Teppich vor dem Kamin saß, die Knie mit den Armen umfaßt, und ins Feuer starrend irgend etwas dachte; jetzt schien es ihm, als rege sich in ihr die bäurische, altgläubige Art.

Jedesmal nach Tisch, wenn Kaffee und Likör gebracht wurde, lebte er auf und erzählte ihr allerhand literarische Neuigkeiten. Er sprach beredt, begeistert, ließ sich selbst hinreißen von seinen Worten, sie hörte zu und dachte jedesmal, daß man für so ein Vergnügen nicht nur zwölftausend, sondern noch dreimal mehr zahlen könne. In solchen Augenblicken vergab sie ihm alles, was ihr sonst an ihm mißfiel. Es kam vor, daß er ihr den Inhalt einer Novelle oder eines Romans erzählte, und dann flogen zwei bis drei Stunden wie ebensoviel Minuten vorüber. Jetzt fing er mit schwacher Stimme und geschlossenen Augen an: „Ach meine Liebe, ich habe in letzter Zeit nicht viel gelesen," sagte er, als sie ihn bat, ihr irgend etwas zu erzählen. „Das Wenige, was ich gelesen habe, war übrigens Jules Verne."

„Und ich dachte, Sie würden mir irgend etwas Neues erzählen."

„Hm, etwas Neues," murmelte Lyssewitsch schläfrig und versank noch tiefer in die Kissen des Diwans. „Die moderne Literatur, meine Liebe, paßt für uns beide nicht. Natürlich muß sie so sein, wie sie ist; sie nicht anerkennen, hieße die richtige Ordnung der Dinge nicht anerkennen, ich erkenne sie ja auch an, aber . . ."

Lyssewitsch schien eingeschlafen zu sein. Aber nach einer Minute ertönte seine Stimme wieder: „Die ganze moderne Literatur kann man mit dem Herbstwinde vergleichen, sie heult und stöhnt durch den Schornstein. Ach du Unglücklicher, dein Leben kann man mit einem Gefängnis vergleichen, und wie dunkel und feucht ist es in diesem Gefängnis, du wirst gewiß darin umkommen, für dich ist keine Rettung zu finden! Das ist ja alles ganz schön, aber ich würde doch eine Literatur vorziehen, welche mir zeigt, wie ich dem Gefängnis

entfliehen könnte. Von allen heutigen Schriftstellern lese ich höchstens noch Maupassant." Lyssewitsch öffnete die Augen. „Er ist ein guter, ein ausgezeichneter Schriftsteller." Lyssewitsch rückte auf dem Sofa hin und her. „Er ist ein wunderbarer Künstler, ein fürchterlicher, übernatürlicher, bewunderungswürdiger Künstler." Lyssewitsch erhob sich vom Sofa und streckte die rechte Hand aus. „Maupassant!" sagte er begeistert, „lesen Sie Maupassant, eine Seite von ihm bietet Ihnen mehr als alle Schätze der Erde. Jede Zeile eröffnet einen neuen Horizont. Die leisesten, zartesten Seelenregungen wechseln mit starken stürmischen Empfindungen; Ihre Seele, gleichsam unter dem Druck von vierzigtausend Atmosphären, verwandelt sich in einen kleinen Teil irgend eines unbestimmten rosa Stoffes, der, wenn man ihn auf die Zunge legen konnte, einen starken, süßleidenschaftlichen Geschmack haben würde. Was für wahnsinnige Übergänge, Motive und Melodien. Sie ruhen auf Maiglöckchen und Rosen, da überfällt Sie ein herrlicher, unabweisbarer Gedanke wie eine Lokomotive, betäubt Sie mit Pfeifen und umgibt Sie mit heißem Dampf. Lesen Sie Maupassant, meine Liebe, lesen Sie ihn, ich fordere es."

Lyssewitsch fuchtelte mit den Händen und ging in starker Erregung im Zimmer auf und ab.

„Nein, es ist unmöglich," sagte er dann in einer Art von Verzweiflung. „Sein neuestes Werk hat mich ganz ergriffen und berauscht. Aber ich fürchte, Sie wird es kalt lassen. Um sich dafür zu begeistern, muß man es auskosten, langsam den Saft aus jeder Zeile pressen — es schlürfen, schlürfen muß man es!! ..."

Nach einer langen Einleitung, in der viele Worte vorkamen, wie: dämonisch, süßleidenschaftlich, Netz aus feinsten Nerven, Samum, Kristall ... u. a. m., erzählte er endlich den Inhalt des Romans. Er erzählte nicht eben künstlerisch, aber sehr ins einzelne gehend, indem er mehrere Beschreibungen und Gespräche wörtlich wiedergab. Die han-

delnden Personen entzückten ihn und indem er sie charakterisierte, nahm er verschiedene Posen an, veränderte den Gesichtsausdruck und die Stimme wie ein echter Schauspieler. Vor Entzücken lachte er bald im tiefsten Baß, bald im höchsten Diskant, fuchtelte mit den Händen und griff sich nach der Stirn mit einem solchen Ausdruck, als fürchte er, daß sein Kopf platzen würde. Anna Akimowna hörte entzückt zu, obgleich sie den Roman schon kannte, aber in der Wiedergabe des Advokaten kam er ihr viel hübscher und verständlicher vor. Er lenkte ihre Aufmerksamkeit auf verschiedene Feinheiten, hob die glücklich gewählten Ausdrücke und tiefen Gedanken hervor, aber sie sah nur Leben, Leben, Leben und das eigene Ich gleichsam als handelnde Person des Romans; es erhob sie, und selbst lachend und in die Hände klatschend dachte sie, daß man so nicht weiter leben könne; wozu sollte man schlecht leben, wenn man ausgezeichnet leben konnte; sie erinnerte sich ihrer Worte und Gedanken bei Mittag und war stolz auf sie, und als plötzlich Pimenow vor ihrem geistigen Auge auftauchte, wurde ihr ganz froh zu Mute, und sie wünschte, daß er sie lieb gewinnen möchte.

Nachdem er seine Erzählung beendigt hatte, ließ Lyssewitsch sich ermüdet auf dem Sofa nieder.

„Wie sind Sie doch gut und schön," fing er nach kurzem Schweigen mit einer krankhaft schwachen Stimme an. „Ich fühle mich in Ihrer Nähe glücklich, ach aber warum bin ich zweiundvierzig Jahre alt und nicht dreißig? Ihre Liebhabereien und die meinigen stimmen gar nicht: Sie müssen ein wenig verderbt sein, aber ich habe diese Phase schon überlebt; ich brauche eine feine, geistige Liebe, die einem Sonnenstrahl gleicht, das heißt ich bin vom Standpunkt der Frauen aus betrachtet vollständig verdorben."

Nach seinen Worten zu urteilen, liebte er Turgenjew, den Sänger der jungfräulichen Liebe, der Reinheit und Jugend, der melancholischen russischen Natur; aber in Wahrheit liebte er die jungfräuliche Liebe nicht in der Nähe, sondern

nur vom Hörensagen, wie etwas Abstraktes, außer dem wirklichen Leben Existierendes. Jetzt suchte er sich zu überzeugen, daß er zu Anna Akimowna eine ideale, platonische Liebe hege, ohne selbst recht zu wissen, was das heißt. Er fühlte sich gemütlich und warm, Anna Akimowna kam ihm entzückend und originell vor, und er dachte, daß das angenehme, durch diese Umstände hervorgerufene Gefühl das sei, was man platonische Liebe nennt.

Er schmiegte seine Wange an ihre Hand und sagte in dem Ton, in dem man mit kleinen Kindern spricht: „Mein Herzchen, wofür haben Sie mich bestraft?"

„Wieso, wann?"

„Ich habe zu Weihnachten von Ihnen keine Belohnung bekommen."

Anna Akimowna hatte nie früher gehört, daß dem Advokaten zu Weihnachten eine Summe Geldes zur Belohnung geschickt wurde und befand sich jetzt in einer peinlichen Lage: Wieviel sollte sie ihm geben? Etwas mußte sie ihm geben, denn er erwartete es, obgleich er sie mit Augen voll Liebe ansah.

„Wahrscheinlich hat Nasarytsch es vergessen, aber das läßt sich ja leicht wieder gut machen."

Plötzlich fielen ihr die anderthalbtausend von gestern ein, die jetzt im Schlafzimmer im Toilettentisch lagen. Sie holte dieses unangenehme Geld und als sie es dem Advokaten gab und dieser es mit nachlässiger Grazie in die Seitentasche steckte, ging das alles sehr angenehm und natürlich vor sich. Die unerwartete Erinnerung an die Belohnung und diese anderthalbtausend paßten ganz zum Advokaten.

„Merci," sagte er und küßte ihr die Hand.

Krylin trat jetzt ein mit einem verschlafenen, zufriedenen Gesicht, aber schon ohne Orden.

Er und Lyssewitsch blieben noch einige Zeit, tranken Tee und machten sich dann auf. Anna Akimowna war etwas in Verlegenheit ... sie hatte vollständig vergessen, wo

Krylin diente, ob man ihm Geld geben müsse oder nicht und wenn es sein müßte, ob sie es ihm jetzt geben oder später in einem Kuvert zuschicken solle.

„Wo dient er?“ flüsterte sie Lyssewitsch zu.

„Weiß der Teufel,“ murmelte dieser gähnend.

Sie überlegte, wenn Krylin bei ihrem Vater und Onkel gedient und sie verehrt hatte, so würde er es wohl nicht umsonst getan haben, offenbar hatte er in ihrem Namen Wohltaten erwiesen, indem er an irgend einer Wohltätigkeitsanstalt angestellt war. Beim Verabschieden drückte sie ihm dreihundert Rubel in die Hand; er schien sich zu wundern, sah sie eine Minute lang stumpf an, dann begriff er plötzlich und sagte: „Die Quittung, hochverehrte Anna Akimowna, können Sie nicht vor Neujahr bekommen.“

Lyssewitsch war schon ganz müde und schlechter Laune und schwankte, als Mischenka ihm den Pelz brachte.

Als er die Treppe hinunterging, sah er aus wie ein ganz kraftloser Mensch und man konnte sich vorstellen, daß er einschlafen würde, sobald er sich in den Schlitten setzte.

„Exzellenz,“ sagte er dumpf, mitten auf der Treppe stehen bleibend, „ist es Ihnen nie passiert, daß es Ihnen vorkam, als ob eine unsichtbare Macht Sie in die Länge reckt und Sie recken und recken sich, bis Sie ein ganz dünner Draht geworden sind. Subjektiv drückt sich das in einem besonders süßleidenschaftlichen Gefühl aus, das mit nichts anderem zu vergleichen ist.“

Anna Akimowna stand oben an der Treppe und sah, daß jeder von ihnen Mischenka einen Schein gab.

„Vergessen Sie mich nicht, auf Wiedersehen,“ rief sie ihnen nach und lief in ihr Schlafzimmer.

Schnell zog sie ihr Kleid aus, das ihr schon langweilig geworden war, warf ein Morgenkleid über und lief hinunter. Als sie die Treppe hinabrannte, lachte sie und trampelte wie ein Knabe, ganz in der Stimmung, allerhand Unsinn zu begehen.

Der Abend.

Die Tante in einer losen Bluse, Warwaruschka und zwei andere alte Frauen saßen im Eßzimmer und aßen zu Abend. Vor ihnen auf dem Tisch stand ein großes Stück Salzfleisch, Schinken und verschiedene gesalzene Imbisse; das sehr schmackhafte fette Salzfleisch dampfte stark. Im unteren Stock wurden keine Traubenweine getrunken, dafür aber eine Menge verschiedener Schnäpse und Liköre. An der Tür stand die blonde dicke Köchin Agafjuschka mit gekreuzten Armen und unterhielt sich mit den alten Frauen. Den Dienst bei Tisch, das Hereinbringen und Forttragen der Speisen besorgte die Mascha aus dem unteren Stock, eine feine Brünette mit einem purpurroten Bande im Haar. Die alten Frauen waren noch vom Morgen her satt, hatten außerdem eine Stunde vor dem Abendessen Tee getrunken und dazu süßen Kuchen aus Butterteig gegessen, darum aßen sie jetzt mit Anstrengung, gleichsam aus Pflichtgefühl.

„Ach, du meine Güte," rief die Tante aus, als Anna Akimowna plötzlich ins Eßzimmer gelaufen kam und sich neben sie auf einen Stuhl setzte. „Du hast mich tödlich erschreckt!"

Alle im Hause liebten es, wenn Anna Akimowna lustig war und Unsinn trieb; das brachte jedesmal in Erinnerung, daß die alten Herrschaften schon tot waren und die alten Weiber keinerlei Einfluß im Hause hatten und jeder leben konnte nach seinem Wohlgefallen, ohne dafür scheel angesehen zu werden. Nur die zwei fremden alten Frauen sahen scheel und mißtrauisch auf Anna Akimowna; denn sie trillerte vor sich hin und bei Tisch zu singen ist eine Sünde.

„Du, unser Liebling, unsere Schönheit, unser Licht," begann Agafjuschka in süßlichem Tone. „Unser unbezahlbarer Schatz.

„Wieviel Menschen sind heute hier gewesen, um unsere Königin zu bewundern?! Ach du mein Gott, Generale,

Offiziere und hohe Herrschaften. Ich habe am Fenster gestanden und habe sie gezählt, gezählt — bis ich müde wurde und aufhörte.

„Wenn es auf mich ankäme, brauchten sie überhaupt nicht zu kommen, die unnützen Menschen," sie sah Anna Akimowna traurig an und fügte hinzu: „wenigstens haben sie dem armen Waisenkinde die Zeit vertrieben."

Anna Akimowna war hungrig, denn sie hatte vom Morgen an nichts gegessen. Man goß ihr ein Glas irgend eines starken Likörs ein und sie aß dazu Salzfleisch mit Senf, alles kam ihr heute besonders schmackhaft vor. Darauf trug Maschа ein Kalkun, gewässerte Äpfel und Stachelbeeren, auf. Auch das schmeckte ihr gut. Nur eins war ihr unangenehm: vom Kachelofen her wehte es heiß, es war dumpf, und alle bekamen glühende Wangen. Nach dem Abendessen wurde das Tischtuch abgenommen und Teller mit Pfeffermünzkuchen, Nüssen und Rosinen gebracht.

„Setz dich doch, was stehst du da," sagte die Tante zur Köchin. Agafjuschka seufzte auf und setzte sich an den Tisch, sie bekam auch ein Glas mit Likör, und Anna Akimowna schien es, als wehe es von dem weißen fetten Halse der Köchin ebenso heiß wie vom Ofen. Man sprach davon, wie schwer es heutzutage sei, die Mädchen zu verheiraten; früher sahen die Männer entweder auf die Schönheit oder aufs Vermögen, aber jetzt kommt man gar nicht dahinter, was sie brauchen: früher blieben nur die buckligen und hinkenden Mädchen unverheiratet, aber jetzt bleiben auch die hübschen und reichen sitzen. Die Tante fing an zu erklären, daß das von der Sittenlosigkeit herkomme und daher, daß die Menschen Gott nicht mehr fürchten, aber plötzlich fiel ihr ein, daß ihr Bruder Iwan Iwanowitsch und Warwaruschka — beide Gott fürchteten und doch heimlich Kinder hatten und diese im Findelhause untergebracht waren; sie stockte und lenkte das Gespräch darauf, daß sie einmal einen Bräutigam hatte, einen Fabrikarbeiter, den sie sehr liebte, aber ihre Brüder zwangen

sie, einen Maler von Heiligenbildern zu heiraten; zum Glück starb er nach zwei Jahren. Die brünette Maſcha ſetzte ſich auch an den Tiſch und erzählte mit geheimnisvoller Miene, daß nun ſchon ſeit einer Woche täglich ein unbekannter Mann mit ſchwarzem Schnurrbart und einem Paletot mit einem Schafskragen auf dem Hofe geſehen werde, er komme in den Hof, ſehe auf die Fenſter des herrſchaftlichen Hauſes und gehe weiter — zu den Fabrikgebäuden; es ſei ein ganz anſehnlicher, anſtändiger Mann.

Die Folge aller dieſer Geſpräche war, daß Anna Akimowna wieder den glühenden Wunſch empfand, zu heiraten, auf jeden Fall zu heiraten; ſie hätte ihr halbes Leben und ihr ganzes Vermögen darum gegeben, wenn im oberen Stock jemand geweſen wäre, von dem ſie wüßte, daß er ihr näher ſtände, als alle anderen, daß er ſie innig liebte und ſich nach ihr ſehnte. Der Gedanke an dieſe innige, unbeſchreiblich ſchöne Gemeinſchaft erregte ihre Seele aufs tiefſte. Der Inſtinkt des Wohlſeins und der Jugend ſchmeichelte ihr und log ihr vor, daß die eigentliche Poeſie des Lebens noch nicht gekommen, ſondern ihr noch vorbehalten ſei; ſie glaubte es, und ſich im Stuhle zurückwerfend — die Haare waren ihr dabei aufgegangen — fing ſie an zu lachen, die anderen ſahen ſie an und lachten mit ihr; und dieſes Lachen dauerte noch lange fort ohne eigentlichen Grund.

Es wurde gemeldet, daß die Schuſchelina gekommen ſei und über Nacht bleiben wolle. Sie war eine Wallfahrerin und hieß Jaſcha oder Spiridonowna, war klein von Wuchs, mager, ungefähr fünfzig Jahre alt, trug immer ein ſchwarzes Kleid und ein weißes Kopftuch, und hatte ſcharfblickende Augen, eine ſpitze Naſe und ein ſpitzes Kinn. Ihr Blick war liſtig und boshaft und ſchien jeden, den ſie anſah, zu durchbohren. Ihre Lippen waren herzförmig zuſammen geſchloſſen. Ihre Boshaftigkeit und ihr neidiſches, mißgünſtiges Weſen hatten ihr in allen Kaufmannshäuſern den Namen Schuſcheliza (Brummerin) eingetragen.

Als sie ins Eßzimmer trat, ging sie, ohne jemanden anzusehen, direkt zu den Heiligenbildern und sang mit einer guten Altstimme: „Deine Geburt, o Herr!", darauf „Heilige Jungfrau" usw., zuletzt „Christus ist geboren." Dann wandte sie sich um und sah alle Anwesenden durchbohrend an.

„Ich gratuliere zum Fest," sagte sie und küßte Anna Akimowna auf die Schulter. „Mit den letzten Kräften habe ich mich bis zu Euch geschleppt, ihr meine Wohltäter." Darauf küßte sie die Tante auf die Schulter. „Ich war schon am Morgen auf dem Weg zu Euch, bin aber unterwegs bei guten Menschen eingekehrt, um ein wenig zu ruhen. Da wurde ich aufgehalten und sah gar nicht, daß der Abend schon hereinbrach."

Da sie kein Fleisch aß, setzte man ihr Kaviar und geräucherten Fisch vor. Sie aß, sah alle der Reihe nach listig an und trank drei Spitzgläser Schnaps. Nachdem sie sich satt gegessen hatte, verrichtete sie ihr Tischgebet und verbeugte sich tief vor Anna Akimowna.

Nach alter Gewohnheit wurde jetzt ein Kartenspiel, „Könige" gespielt. Alle Dienstboten, so viele ihrer da waren in beiden Stockwerken, drängten sich an der Tür zusammen, um dem Spiel zuzusehen. Anna Akimowna schien es zwei- oder dreimal, als habe sie Mischenkas herablassend lächelndes Gesicht zwischen den anderen erblickt. Als erste wurde Schuscheliza König und Anna Akimowna mußte ihr als Soldat Tribut zahlen; darauf wurde die Tante König und Anna Akimonwna kam unter die Bauern, was allgemeines Entzücken hervorrief, aber Agafjuschka wurde Prinz und wurde ganz rot und verlegen vor Freude darüber. Am anderen Ende des Tisches hatte sich noch eine Partie gebildet; die beiden Maschas, Warwaruschka und die Nähterin Petrowna, welche man zum Mitspielen geweckt hatte und deren Gesicht noch ganz verschlafen und verdrossen aussah.

Während des Spielens war die Rede von den Männern, wie schwer es heutzutage sei, einen guten Menschen zu

heiraten und davon, welches Los besser sei, das eines alten Mädchens oder das einer Witwe.

„Du bist ein hübsches, gesundes Mädchen," sagte Schuscheliza zu Anna Akimowna, „ich kann aber gar nicht verstehen, auf wen du eigentlich wartest?"

„Was soll ich denn machen, wenn niemand mich nimmt?"

„Oder hast du vielleicht ein Gelübde getan, unverheiratet zu bleiben?" fuhr Schuscheliza fort, als habe sie die Antwort gar nicht gehört.

„Nun, bleibe, bleibe," wiederholte sie und sah boshaft in ihre Karten, „bleib, mein Täubchen. Aber es gibt sehr verschiedene heilige Jungfrauen, sehr verschiedene," sie seufzte auf und legte den König hin. „Einige leben wirklich wie Nonnen, und wenn sie sich einmal versündigen, so büßen sie dafür und geißeln sich. Aber andere Jungfrauen gehen wohl in schwarzen Kleidern einher und nähen sich Sterbekleider, aber heimlich liebäugeln sie doch mit alten reichen Männern. Ja, ja, meine Vögelchen! So eine Spitzbübin bezaubert dann einen alten Mann und beherrscht ihn ganz; ja, meine Täubchen, sie beherrscht ihn und umkreist ihn so lange, bis sie genug Geld und Lotteriebillette von ihm erpreßt hat, so bezaubert sie ihn bis zu seinem Tode." Als Antwort auf diese Anzüglichkeiten seufzte Warwaruschka nur auf und sah aufs Heiligenbild. Auf ihrem Gesicht war nur christliche Ergebung zu lesen.

„Ich kenne die Jungfrau, sie ist meine bitterste Feindin," fuhr Schuscheliza fort und sah alle feierlich an. „Sie seufzt auch immer und sieht auf die Heiligenbilder, die Teufelin. Wenn man früher zu ihr kam, als sie noch einen alten Mann beherrschte, dann gab sie manchmal einen guten Bissen und befahl, tiefe Verbeugungen zu machen, wobei sie selbst sang: Ich habe meine Jungfräulichkeit bewährt. Zu den Feiertagen gab sie wohl etwas, aber an Wochentagen warf sie es einem wieder vor. Jetzt werde ich mich aber über sie lustig machen, so viel ich will!"

Warwaruschka sah wieder aufs Heiligenbild und bekreuzigte sich.

„Ja, niemand nimmt mich, Spiridonowna," sagte Anna Akimowna, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken. „Was soll ich machen?"

„Du bist selbst schuld, meine Liebe. Du wartest immer auf einen Adligen, Hochgestellten, du solltest dich lieber mit einem einfachen Kaufmann begnügen."

„Nur keinen Kaufmann," sagte die Tante aufgeregt. „Davor schütze uns die Himmelskönigin. Ein Adliger wird dein Geld zum Fenster hinauswerfen und dich nur bemitleiden. Aber ein Kaufmann wird so streng sein, daß du dich in deinem eigenen Hause nicht wohl fühlen wirst. Du hast Lust, zärtlich mit ihm zu sein und er schneidet Coupons; wenn du dich mit ihm zu Tisch setzst, wird er dir dein eigenes Stück Brot nicht gönnen. Nein, heirate einen Studierten."

Alle sprachen auf einmal, einander laut überschreiend, aber die Tante schlug mit dem Nußknacker auf den Tisch und rief böse und erhitzt: „Keinen Kaufmann! Wenn du einen Kaufmann ins Haus bringst, gehe ich ins Siechenhaus."

„Sch, schsch, still," rief Schuscheliza. Als alle still geworden waren, kniff sie ein Auge zu und sagte: „Weißt du was, Annuschka, mein Schwälbchen, du brauchst gar nicht zu heiraten, wie alle anderen. Du bist reich, frei, bist dein eigener Herr. Aber eine alte Jungfer mußt du auch nicht bleiben. Ich werde dir irgend einen armen Wicht suchen, den heiratest du ganz gesetzmäßig und dann bist du frei. Dem Manne gibst du fünf- bis zehntausend Rubel und er kann dann dorthin zurückkehren, woher er gekommen ist; du bist dann dein eigener Herr, kannst lieben wen du willst, und niemand kann dich verurteilen. Dann kannst du deine Adligen und Studierten lieben, soviel du willst. Das wird kein Leben sein, sondern ein beständiges Fest." Schuscheliza schnalzte mit den Fingern und sang: „Amüsiere dich, Malaschka!"

„Aber die Sünde?“ sagte die Tante.

„Ach was, Sünde,“ lächelte Schuscheliza. „Sie ist doch gebildet und versteht die Sache. Natürlich ist es Sünde, einen Menschen zu töten oder einen alten Mann zu bezaubern. Aber es ist ganz und gar keine Sünde, einen guten Freund zu lieben. Was ist denn auch dabei, es ist gar keine Sünde. Das haben alles die Wallfahrerinnen ausgedacht, um das Volk zu hintergehen. Ich selbst sage ja immer ‚es ist Sünde, es ist Sünde‘ und weiß selbst nicht, warum es Sünde ist.“ Schuscheliza trank ein Glas Likör aus und ächzte. „Amüsiere dich, Malaschka,“ sagte sie gleichsam zu sich selbst, „dreißig Jahre habe ich immer an die Sünden gedacht und Angst gehabt und jetzt sehe ich, ich habe die Zeit verpaßt — ach, wie bin ich dumm, o wie dumm,“ seufzte sie. „Das Leben der Frau ist kurz, man sollte mit jedem Tage geizen. Du bist sehr hübsch, Annuschka, und reich dazu, aber wenn du erst fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt bist — dann ist es vorbei mit deinem Leben. Höre nicht auf die anderen, lebe, amüsiere dich bis zum vierzigsten Jahr, danach hast du Zeit genug, zu beten, zu büßen und Sterbekleider zu nähen. Stelle Gott ein Licht und dem Teufel eine Feuerzange. Nun was, willst du einen Menschen glücklich machen?“

„Ich will,“ lachte Anna Akimowna, „mir ist jetzt alles einerlei, ich nehme auch einen einfachen Mann.“

„Nun natürlich, es ist ja auch sehr gut. Ach, was wirst du dir für einen prächtigen Kerl aussuchen!“ Schuscheliza grinste und schüttelte mit dem Kopf.

„Ich habe ihr auch schon gesagt, sie solle einen Kaufmann nehmen, da doch kein Studierter kommt,“ sagte die Tante. „Wenigstens wird dann ein Hausherr im Hause sein. Gibt es denn wenig gute Menschen? Zum Beispiel unter unseren Fabrikarbeitern; es sind alles nüchterne, mäßige Leute . . .“

„Gewiß,“ stimmte Schuscheliza bei, „es sind prächtige Leute.“

„Was meinst du, Tante, soll ich die Brautwerberin zwischen Anna Akimowna und Wassili Lebedinski sein?"

„Nu, nein, Wassja hat zu lange Beine," entgegnete die Tante ganz ernst, „er ist so dürr, hat gar kein Ansehen."

Die Leute an der Tür lachten.

„Nun, dann Pimenow. Willst du Pimenow heiraten?" fragte Schuscheliza Anna Akimowna.

„Gut, wirb um Pimenow."

„Bei Gott?"

„Ja, ja, bewirb dich," sagte Anna Akimowna entschieden und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ich gebe mein Ehrenwort darauf, daß ich ihn heiraten werde."

„Bei Gott?"

Anna Akimowna schämte sich, daß sie rot geworden war und alle sie ansahen; sie warf die Karten auf den Tisch, sprang auf und lief aus dem Zimmer; sie lief die Treppe hinauf in ihr Gastzimmer und setzte sich ans Klavier. Das Lachen und Sprechen aus dem unteren Stockwerk tönte noch lange zu ihr herauf, wie die Brandung eines fernen Meeres; wahrscheinlich sprachen die Leute da unten von ihr und Pimenow; oder Schuscheliza benutzte die Gelegenheit und beleidigte Warwaruschka, wobei sie natürlich keine gewählten Ausdrücke gebrauchte.

Im ganzen oberen Stockwerk brannte nur eine einzige Lampe, deren schwacher Schein ins dunkle Gastzimmer fiel. Es war nicht später als halb zehn. Anna Akimowna spielte einen Walzer, dann noch einen ohne abzubrechen. Sie blickte in die dunkle Ecke hinter dem Klavier, lächelte, und plötzlich schoß ihr der Gedanke durch den Kopf: sollte sie nicht jetzt gleich in die Stadt fahren, zu irgend jemand, zum Beispiel zu Lyssewitsch, und ihm alles erzählen, was jetzt ihre Seele bewegte? Sie hatte Lust zu sprechen, zu lachen und Unsinn zu treiben — aber die dunkle Ecke hinter dem Klavier schwieg, und alle Zimmer des oberen Stocks waren still und menschenleer. Sie liebte gefühlvolle Lieder, hatte aber eine grobe,

ungeschulte Stimme, darum spielte sie nur die Begleitung und sang mit leiser, kaum hörbarer Stimme. So sang sie halb flüsternd ein Lied nach dem anderen, alle handelten von Liebe, getäuschten Hoffnungen und Trennung; dabei stellte sie sich vor, wie sie Pimenow die Hand entgegen strecken und ihn mit Tränen bitten würde: „Befreie mich von dieser Last!“ Und ihr würde leicht und froh ums Herz werden, wie nach der Erlassung aller Sünden, und ein neues, freies, vielleicht sogar glückliches Leben würde anfangen. Unter der Last der Erwartung beugte sie sich auf die Tasten, sie empfand den glühenden Wunsch, daß dieser Umschwung in ihrem Leben gleich eintreten möchte, ihr war der Gedanke schrecklich, daß das frühere alte Leben noch eine Zeitlang fortdauern könnte. Dann spielte sie wieder und sang leise dazu, während alles um sie totenstill blieb. Aus dem unteren Stock tönte kein Laut mehr hinauf, offenbar waren alle schlafen gegangen. Es hatte schon vor geraumer Zeit zehn Uhr geschlagen. Die lange, einsame, traurige Nacht fing an.

Anna Akimowna machte einen Gang durch alle Zimmer, legte sich ein wenig auf das Sofa und las die Briefe, die mit der Abendpost gekommen waren. Es waren zwölf Briefe mit Glückwünschen und drei anonyme Briefe. Der eine war in einer ganz schrecklichen unleserlichen Handschrift geschrieben und enthielt die Klage eines Arbeiters darüber, daß in der Fabriksbude bitteres Fastenöl verkauft werde, das nach Petroleum rieche. — In dem anderen hatte jemand die Ehre, ganz untertänigst anzuzeigen, daß Nasarytsch sich beim letzten Eisenverkauf mit tausend Rubeln habe bestechen lassen. — Im dritten Brief wurde ihr selbst unmenschliche Härte vorgeworfen. Die feiertägliche Stimmung fing an zu vergehen, und um sie wieder zu beleben, setzte Anna Akimowna sich wieder ans Klavier und spielte einen von den neuesten Walzern, dabei fiel ihr ein, wie klug und aufrichtig sie heute bei Tisch gedacht und gesprochen habe. Sie sah sich um, sah die stummen dunklen

Fenster, die Wände mit den Gemälden, den schwachen Lichtschein, der aus dem Saal kam, und plötzlich begann sie darüber zu weinen, daß sie so einsam war und niemand hatte, mit dem sie sich aussprechen oder beraten könnte. Um sich zu ermutigen, versuchte sie sich Pimenow vorzustellen, es gelang ihr aber nicht.

Es schlug zwölf. Mischenka trat ein und zündete zwei Lichter an; er war nicht mehr im Frack, sondern hatte einen Hausrock angezogen. Dann ging er fort und kam nach einer Minute zurück, eine Tasse Tee auf dem Teebrett tragend.

„Warum lachen Sie?“ fragte sie ihn, als sie sein lächelndes Gesicht erblickte.

„Ich war unten und habe gehört, wie Sie in bezug auf Pimenow scherzten,“ antwortete er und bedeckte seinen lachenden Mund mit der Hand.

„Wenn man ihn heute mit Viktor Nikolajewitsch und dem General zu Mittag gebeten hätte, wäre er ja vor Angst und Schreck gestorben. Er versteht womöglich nicht mit Messer und Gabel umzugehen.“

Mischenkas Schultern bewegten sich vor Lachen. Das Lachen des Dieners, seine Worte, sein Hausrock und sein Schnurrbart machten auf Anna Akimowna den Eindruck des Unreinen. Sie schloß die Augen, um ihn nicht zu sehen, konnte aber nicht umhin, sich Pimenow vorzustellen, bei Tische sitzend mit Lyssewitsch und Krylin; seine verlegene, unintelligente Erscheinung kam ihr bemitleidenswert und hilflos vor, und sie fühlte Widerwillen davor. Erst jetzt, zum erstenmal am heutigen Tage, wurde ihr klar, daß alles was sie gedacht und gesprochen — von einer Ehe mit Pimenow oder einem anderen einfachen Arbeiter — nichts weiter gewesen war als Unsinn und Selbstbetrug. Um sich vom Gegenteil zu überzeugen und den Widerwillen zu überwinden, wollte sie sich der Worte erinnern, die sie mittags gesprochen, konnte es aber nicht mehr. Sie fürchtete sich, heute zuviel gesagt zu haben, und schämte sich sowohl ihrer

Worte und Taten, als auch ihrer Kleinmütigkeit. Sie ergriff ein Licht und lief wie gejagt hinunter, weckte die Spiridonowna auf und beschwor sie zu glauben, daß sie nur gescherzt habe. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer. Die rothaarige Mascha, die in einem Lehnstuhl neben dem Bett geschlummert hatte, sprang auf und fing an, die Kissen aufzuklopfen. Ihr Gesicht war müde und verschlafen und ihr prachtvolles Haar hing ganz auf einer Seite.

„Der Beamte Tschalikoff ist am Abend wieder dagewesen," sagte sie gähnend, „ich wagte aber nicht, ihn zu melden. Er versprach morgen wiederzukommen."

„Aber was will er denn von mir?" rief Anna Akimowna ärgerlich aus und warf den Kamm auf den Boden. „Ich will ihn nicht sehen! Ich will nicht!"

Es kam ihr vor, als sei ihr niemand anderes geblieben als dieser Tschalikoff, der nicht aufhörte sie zu verfolgen und sie daran zu erinnern, wie uninteressant und abgeschmackt ihr Leben sei. Sie war ja zu nichts anderem fähig als dazu, den Armen zu helfen. O wie war das dumm und leer!

Sie legte sich angekleidet hin und weinte bitterlich vor Schande und Trauer. Am ärgerlichsten und dümmsten war es ihr, daß ihre heutigen Gedanken in bezug auf Pimenow aufrichtig und edel gewesen waren, aber gleichzeitig fühlte sie, daß Lyssewitsch und sogar Krylin ihr näher standen als Pimenow und alle anderen Arbeiter zusammen. Sie stellte sich vor, wenn man den heutigen Tag in einem Bilde darstellen könnte, so würde alles Gemeine und Niedrige, wie zum Beispiel das Mittagessen, die Worte des Advokaten, das Kartenspiel — darauf als wirklich und wahr erscheinen; aber die Gespräche über Pimenow würden sich aus dem Ganzen als etwas Unwahres, Gezwungenes abheben. Auch dachte sie, daß es für sie schon zu spät sei, auf ein besonderes Glück zu hoffen, für sie war alles hin und vorbei: weder konnte sie zu der Lebensweise zurück-

kehren, die sie bei ihrer Mutter geführt, mit der sie in einem Bett geschlafen hatte, noch konnte sie ein neues, anderes Leben anfangen. Die rothaarige Mascha kniete vor ihrem Bett und sah sie traurig an, dann fing sie selbst an zu weinen und legte den Kopf auf Anna Akimownas Hand; ohne daß sie es aussprach, konnte man leicht verstehen, warum sie so traurig und erbittert war.

„Ach, wie sind wir beide töricht," sagte Anna Akimowna zwischen Lachen und Weinen. „Ach, was sind wir doch für arme, törichte, dumme Dinger!!"

In der Verbannung.

Der alte Simeon, der den Spitznamen Tolkowui (der Vernünftige) hatte, und ein junger Tatar, dessen Namen niemand kannte, saßen am Ufer beim Wachtfeuer; die drei anderen Bootsleute waren in der Hütte. Simeon, ein magerer, zahnloser aber noch gesund aussehender alter Mann von sechzig Jahren, war betrunken. Er wäre schon längst schlafen gegangen, hatte aber noch eine halbe Flasche Schnaps in der Tasche und fürchtete, daß die Botsleute in der Hütte ihn um Schnaps bitten könnten. Der Tatar war krank, warf sich hin und her, wickelte sich fester in seine zerlumpten Kleider und erzählte, wie schön es daheim im Simbirskischen Gouvernement sei und was für eine hübsche, kluge Frau er zu Hause habe. Er war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, aber jetzt, beim Scheine des Feuers sah er mit seinem blassen, kränklichen Gesicht recht schwächlich und jung aus.

„Es ist ja wahr, hier ist kein Paradies," sagte Tolkowui. „Wie du selbst siehst, ist hier nichts als Wasser, kahle Ufer und rund herum Lehm. Ostern ist längst vorbei, aber auf dem Fluß ist noch Treibeis und heute morgen hat es geschneit."

„Es ist schlecht, sehr schlecht," sagte der Tatar und sah sich erschreckt um.

Ungefähr zehn Schritt von ihnen floß der dunkle, kalte Fluß; er brauste, schlug klatschend an das ausgewaschene lehmige Ufer und floß schnell dahin ins unbekannte Meer. Hart am Ufer lag eine große Barke, die von den Bootsleuten „Karbasse" (kleines Schiff) genannt wurde. Am entgegengesetzten Ufer sah man kleine, flackernde, züngelnde

Flammen, dort wurde das vorjährige Gras verbrannt. Hinter diesen Flammen lag wieder tiefe Dunkelheit. Man hörte, wie die Eisschollen an die Barke schlugen ... Es war kalt und feucht ...

Der Tatar sah zum Himmel auf. „Es sind ebensoviel Sterne wie zu Hause und rund herum ebenso tiefe Dunkelheit, aber etwas fehlt doch. Zu Hause im Simbirskischen Gouvernement sind ganz andere Sterne und ein ganz anderer Himmel. Es ist schlecht, sehr schlecht," wiederholte er.

„Du wirst dich schon daran gewöhnen," sagte Tolkowui und fing an zu lachen. „Du bist jetzt noch jung und dumm, bist hinter den Ohren noch nicht trocken geworden; in deiner Dummheit glaubst du, es gäbe auf Gottes Erde keinen unglücklicheren Menschen als dich; aber es wird eine Zeit kommen, da wirst du sagen: Gott gebe jedem so ein Leben! Sieh mich an. Nach einer Woche wird der Fluß eisfrei sein, dann stellen wir das Floß auf, ihr werdet alle ins weite Sibirien wandern und ich werde von einem Ufer zum anderen fahren. Zweiundzwanzig Jahre fahre ich nun schon so, Tag und Nacht; der Hecht schwimmt unter dem Wasser und ich schwimme über dem Wasser. Und Gott sei gedankt dafür, ich habe alles was ich brauche und wünsche jedem so ein zufriedenes Leben."

Der Tatar legte etwas Reisig ins Feuer, rückte näher heran und sagte: „Ich habe zu Hause einen kranken Vater; wenn er tot ist, kommen meine Mutter und meine Frau hierher, sie haben's versprochen."

„Wozu brauchst du Mutter und Frau?" fragte Tolkowui; „das ist reiner Unsinn. Das ist der Teufel, der deine Seele verführen will. Höre nicht auf ihn, den Verfluchten. Tu' ihm nicht den Willen. Er wird dich mit den Weibern quälen, aber du trotze ihm: Ich will nicht! Er wird dich mit der Freiheit locken, aber du antworte ihm: Ich wünsche sie nicht. Ich brauche nichts, weder Vater noch Mutter, weder Weib noch Freiheit, weder Hof noch Haus, nichts, nichts!"

Tolkowui nahm einen Schluck aus der Flasche und fuhr fort. „Ja, ja, Freundchen, ich bin kein einfacher Bauer, sondern bin der Sohn eines Diatschoks (Küsters); einst lebte ich frei im kurskischen Gouvernement und trug einen feinen Rock, und jetzt habe ich mich so weit abgehärtet, daß ich auf der nackten Erde schlafen und Gras essen kann. Gott gebe jedem so ein Leben. Ich brauche nichts und fürchte mich vor nichts und meine, es gibt keinen freieren und reicheren Menschen als mich. Als ich aus Rußland hierher geschickt wurde, sagte ich vom ersten Tage an: Ich brauche gar nichts. Der Böse quälte mich wohl und erinnerte mich an meine Frau, die Heimat und die Freiheit, aber ich trotzte ihm: Ich will nichts, ich brauche nichts. Ich bestand auf dem Meinen und wie du siehst, lebe ich jetzt zufrieden und ohne zu klagen. Aber wenn man nur einmal dem Bösen nachgibt, so ist man rettungslos verloren; man versinkt bis an den Hals im Sumpf und kann nicht mehr heraus. Nicht nur unsereins, die wir nur dumme Bauern sind, sondern auch kluge und gebildete Leute gehen verloren. Vor ungefähr fünfzehn Jahren wurde ein Herr aus Rußland hierher geschickt. Er hatte irgend etwas mit seinen Brüdern zu teilen gehabt und dabei eine Fälschung begangen. Man sagte, er sei ein Fürst oder ein Baron, Gott weiß, vielleicht war er nur ein einfacher Beamter. Das erste was er tat, nachdem er angekommen, war, daß er sich ein Haus und ein Stück Land im Muchotinschen Gebiete kaufte. Ich will von meiner Hände Arbeit, im Schweiße meines Angesichts leben, denn ich bin nicht mehr Herr, sondern ein einfacher Ansiedler. Gott helfe dir dazu, es ist eine gute Sache, sagte ich ihm. Er war damals ein junger, eifriger, arbeitsamer Mensch; er mähte manchmal selbst, fing Fische und ritt seine sechzig Werst am Tage. Nur fing er zu seinem Unglück schon im ersten Jahr an, nach Gyrino ins Postkontor zu fahren. Manchmal stand er bei mir auf dem Floß und seufzte: Ach Simeon, warum schickt man mir

schon so lange kein Geld von Hause? Ach Wassili Sergeitsch, Sie brauchen gar kein Geld. Wozu brauchen Sie es; vergessen Sie das Gewesene, als wenn es gar nicht existiert hätte, und machen Sie hier einen frischen Anfang. Schenken Sie dem Bösen kein Gehör, er führt Sie zu nichts Gutem, sondern zieht nur die Schlinge zu. Jetzt ist es Geld, wonach Sie sich sehnen, nach einiger Zeit wird es etwas anderes sein, und so wird es fortgehen. Ich sage Ihnen, wenn Sie glücklich sein wollen, so fangen Sie damit an, sich gar nichts zu wünschen. Ja, ja, wenn Sie und ich auch vom Schicksal schlecht behandelt worden sind, so müssen wir es nicht um Gnade anflehen und uns vor ihm bücken, sondern müssen es verachten und auslachen. Sonst wird es uns auslachen. So sprach ich oft zu ihm. Nach ungefähr zwei Jahren fuhr ich ihn wieder einmal über den Fluß. Da rieb er sich die Hände vor Vergnügen und sagte mir lachend: Ich fahre nach Gyrino, um meine Frau abzuholen; sie hat Mitleid mit mir gehabt und ist mir nachgereist. O, sie ist so gut. Er war ganz atemlos vor Freude. Am andern Tage kam er mit seiner Frau gefahren. Sie war eine junge hübsche Dame, hatte einen Hut auf und hielt ein kleines Mädchen auf den Armen. Eine Menge Gepäck kam mit. Und Wassili Sergeitsch machte sich immer um sie zu schaffen, er konnte sich nicht sattsehen an ihr und sie nicht genug loben. Ja, Freund Simeon, in Sibirien leben auch Menschen. Warte nur, dachte ich, du wirst dessen nicht froh werden. Von der Zeit an fuhr er jede Woche nach Gyrino, um zu erfahren, ob das Geld aus Rußland noch nicht angekommen sei. Er pflegte dabei immer zu sagen: Sie opfert mir ihre Jugend und Schönheit, vergräbt sich mit mir in Sibirien und teilt mein bitteres Los; um sie dafür zu entschädigen, muß ich ihr jedes nur erreichbare Vergnügen gewähren. Damit sie sich nicht einsam fühle, fing er an, mit den Beamten und sonst allerhand Leuten zu verkehren. Aber dieser ganzen Ge-

sellschaft muß man bekanntlich gut zu essen und zu trinken vorsetzen; auch ein Klavier muß da sein und ein zottiges Hündchen auf dem Sofa — mit einem Wort Luxus und vornehmes Leben. Aber die gnädige Frau hielt es nicht lange mit ihm aus. Wie sollte sie auch! Lehm, Wasser, Kälte, kein Gemüse, keine Früchte, rund herum ungebildete, rohe, trunkene Menschen, kein Umgang, und sie eine verwöhnte Großstädterin. Natürlich fing sie an, sich einsam zu fühlen. Und der Mann war auch kein Herr mehr, sondern nur ein Ansiedler.

Nach ungefähr drei Jahren, es war gerade der Tag vor Mariä Verkündigung, hörte ich vom jenseitigen Ufer rufen. Ich ging hin und sehe — die gnädige Frau ganz vermummt und mit ihr ein junger Herr, einer von den Beamten, außerdem eine Troika. Ich setzte sie über, sie stiegen in den Schlitten und fort waren sie; nur ich hatte sie gesehen.

Gegen Morgen kam Wassili Sergeitsch mit zwei Pferden angefahren. Simeon, ist meine Frau mit einem Herrn mit einer Brille hier vorbeigefahren? Ja, sie ist vorbeigefahren, aber wie willst du den Wind in der Ebene fangen? Er raste weiter, um sie einzuholen; fünf Tage und Nächte ist er ihnen nachgejagt. Als ich ihn danach auf meinem Floß wieder übersetzte, stürzte er darauf nieder, schlug mit dem Kopf auf den Boden und heulte. Nun ja, so ist es, sagte ich: in Sibirien leben auch Menschen; er aber heulte nur immer mehr.

Dann setzte er sich in Kopf, daß er frei werden wolle: seine Frau war nach Rußland zurückgegangen, also zog es ihn auch dorthin, um sie wiederzusehen und sie ihrem Geliebten zu entreißen. Und nun fing er an, fast täglich bald auf die Post und bald in die Stadt zur Verwaltung zu reiten. Er reichte eine Bittschrift nach der andern ein um Begnadigung und Erlaubnis zur Rückkehr nach Rußland, man sagte, er habe für Telegramme über zweihundert Rubel ausgegeben. Er verkaufte sein Land und versetzte sein Haus

bei Juden. Er selbst wurde darüber grau und gebückt und sah ganz gelb und schwindsüchtig aus. Wenn er mit jemand sprach, hustete er khe, khe, khe — bis zu Tränen. So quälte er sich ungefähr acht Jahre mit Bittschriften, aber jetzt ist er wieder aufgelebt und fröhlich geworden; er hat sich nämlich einen neuen Zeitvertreib verschafft — seine Tochter ist herangewachsen. Er kann sich gar nicht satt an ihr sehen. Sie ist auch ganz nett, hübsch, schwarzäugig und sehr lebhaft. Er pflegt jeden Sonntag mit ihr nach Gyrino in die Kirche zu fahren. Dann stehen sie nebeneinander auf dem Floß, sie lacht und er verwendet kein Auge von ihr.

Ja, Simeon, auch in Sibirien leben Menschen, in Sibirien gibt es auch Glück. Sieh mal, was ich für eine Tochter habe; du kannst lange suchen, ehe du eine zweite wie sie findest.

Ja, schön ist deine Tochter wohl, sagte ich, dachte aber bei mir, warte es nur ab ... Sie ist ein junges Ding, das Leben pulsiert in ihr, sie will leben, aber was ist das hier für ein Dasein! Und bald begann sie zu kränkeln. Sie siechte und siechte, bis sie ganz krank wurde und jetzt ist sie aufgegeben. Sie hat die Schwindsucht. Da hast du das Glück in Sibirien! Er fing an, sie zu verschiedenen Doktoren zu bringen. Wenn er nur erfuhr, daß auf zwei- bis dreihundert Werst Entfernung ein Doktor oder Quacksalber wohnte, gleich machte er sich mit seiner Tochter dorthin auf. Schrecklich viel Geld hat er schon für die Doktoren ausgegeben; meiner Meinung nach ist es noch besser, all dies Geld zu vertrinken — sterben wird sie ja doch — sterben wird sie ganz bestimmt und dann ist er ein verlorener Mann. Er wird sich entweder vor Kummer erhängen oder nach Rußland entfliehen. Er wird entfliehen, man wird ihn einfangen, dann kommt das Gericht, er wird die Peitsche kennen lernen ...“

„Es ist gut, es ist gut,“ murmelte der Tatar und schauerte vor Kälte.

„Was ist gut?“ fragte Tolkowui.

„Das mit der Frau und der Tochter; mag er jetzt gefoltert werden und Schmerz empfinden, dafür hat er doch seine Frau und Tochter gesehen. Du sagst, man brauche nichts? Aber nichts ist zu wenig. Seine Frau hat doch wenigstens drei Jahre bei ihm gelebt — das war ein Geschenk Gottes. Das Nichts ist schlecht, aber drei Jahre — das ist gut. Wie kannst du denn das nicht verstehen?“

Der Tatar zitterte vor Anstrengung, die wenigen ihm bekannten russischen Worte zusammenzubringen; stotternd sprach er davon, daß Gott ihn davor behüten möge, im fremden Lande krank zu werden, zu sterben und da in der kalten Erde eingescharrt zu werden; wenn seine Frau nur auf einen Tag, ja auf eine einzige Stunde zu ihm käme, so würde er für dieses Glück später gern alle möglichen Qualen ertragen und Gott noch dafür danken. Lieber einen Tag lang glücklich sein als gar nicht. Darauf erzählte er wieder, welch hübsche kluge Frau er habe; dann griff er sich mit beiden Händen an den Kopf, weinte und versicherte Simeon, daß er ganz unschuldig sei und umsonst leide. Seine beiden Brüder und sein Onkel hätten die Pferde gestohlen und den alten Mann halbtot geschlagen; aber die Obrigkeit habe nicht nach Recht und Gewissen geurteilt, sondern das Urteil dahin ausgesprochen, daß alle drei Brüder nach Sibirien geschickt werden müßten, der Onkel aber, ein reicher Mann, zu Hause bleiben solle.

„Du wirst dich schon daran gewöhnen,“ sagte Simeon.

Der Tatar verstummte und starrte mit verweinten Augen ins Feuer; sein Gesicht drückte Verwunderung und Schreck aus, als könne er noch immer nicht verstehen, warum er hier in der Dunkelheit und Feuchtigkeit bei fremden Menschen sei und nicht zu Hause im Simbirskischen Gouvernement.

Tolkowui streckte sich am Feuer aus, lächelte in sich hinein und stimmte leise ein Lied an.

„Was hat sie auch für eine Freude daran, mit dem Vater

zu leben," sagte er nach einer Weile. „Er liebt sie wohl und tröstet sie, das ist richtig; aber, Freundchen, widersprechen darf man ihm auch nicht; er ist ein strenger, rauher alter Mann. Aber die jungen Mädchen brauchen nicht Strenge — sie brauchen Zärtlichkeiten, hahaha und, hihihi, Wohlgerüche und Pomaden."

„Ja, ja, so ist es," seufzte Simeon und stand auf. „Der Schnaps ist zu Ende, also muß es Zeit sein, schlafen zu gehen; ich gehe."

Allein zurückbleibend, legte der Tatar etwas Reisig ins Feuer, streckte sich aus und in die blauen Flammen sehend dachte er an seine Heimat, sein Dorf und seine Frau. Wenn seine Frau nur auf einen Monat, ja nur einen einzigen Tag kommen könnte, später könnte sie schließlich wieder fortfahren. Ein Monat oder ein Tag war doch immer besser als nichts. Aber wenn seine Frau ihr Versprechen hielte und herkäme, womit sollte er sie ernähren und wo würde sie wohnen? „Wenn man nichts zu essen hat, wovon soll man leben?" fragte der Tatar plötzlich laut.

Bis jetzt hatte er Tag und Nacht mit dem Ruder gearbeitet und damit zehn Kopeken in vierundzwanzig Stunden verdient; die Fahrgäste gaben wohl manchmal Trinkgelder, aber die anderen Ruderer teilten alles unter sich, gaben ihm nichts und lachten ihn noch aus. Aber die Not gibt einem das Gefühl der Kälte, des Hungers und des Grauens. Der ganze Körper schmerzt und zittert, wie schön wäre es jetzt, in die Hütte zu gehen und sich nieder zu legen; aber er hatte nichts um sich zu bedecken, und es war drinnen kälter als draußen am Ufer; hier draußen hatte er zwar auch nichts um sich zu bedecken, aber wenigstens konnte man das Feuer anschüren.

Nach einer Woche, wenn der Fluß in seine Ufer zurückgetreten sein wird, wird das Floß aufgestellt werden; alle Ruderer bis auf Simeon werden überflüssig werden, dann kann der Tatar anfangen von einem Dorf ins andere zu

wandern und um Almosen zu bitten. Seine Frau ist erst siebzehn Jahre alt, sie ist hübsch, verwöhnt und verlegen — es ist ganz undenkbar, daß sie auch von Dorf zu Dorf ziehen sollte, um mit unverhülltem Gesicht um Almosen zu bitten! Nein, der bloße Gedanke daran war schrecklich.

Es fing schon an hell zu werden, man konnte deutlich die Barke, die Weidenbüsche am Fluß und die leichten Wellen auf dem Wasser unterscheiden — weiterhin sah man einen lehmigen Abhang, am Fuß desselben eine kleine strohgedeckte Hütte und oben eine Menge Bauernhütten. Im Dorf krähten die Hähne. Der braune lehmige Abhang, die Barke, der Fluß, die fremden bösen Menschen, Hunger, Kälte und Krankheit — alles dies existierte vielleicht gar nicht; wahrscheinlich träume ich es nur, dachte der Tatar. Er fühlte, daß er schlafe und hörte sein eigenes Schnarchen. Natürlich träumt er, zu Hause zu sein, im Simbirskischen Gouvernement, er brauchte seine Frau nur beim Namen zu rufen, so wird sie ihm antworten; im nächsten Zimmer schläft seine Mutter. Aber was für merkwürdige Träume man doch haben kann, wozu sind sie da? Der Tatar lächelte und öffnete die Augen. Was ist das für ein Fluß? Die Wolga? Es schneite.

„Fahr vor," rief jemand vom jenseitigen Ufer. „Die Karbasse . . ."

Der Tatar erwachte vollständig und stand auf, um seine Kameraden zu wecken. Die Ruderer erschienen bald darauf am Ufer, im Gehen ihre zerrissenen Schafspelze anziehend, während sie vor Kälte zitternd mit heiseren verschlafenen Stimmen schimpften. Nach dem Schlaf erschien ihnen der Fluß, von dem ein durchdringender kalter Wind wehte, unheimlich. Sie stiegen in die Karbasse, ohne sich zu beeilen. Der Tatar und drei Ruderer ergriffen die langen, breit auslaufenden Ruder, die in der Dämmerung wie riesige Krebsscheren aussahen, Simeon legte sich mit ganzem Gewicht auf das lange Steuerruder. An dem andern Ufer wurde immerfort gerufen, es fielen sogar zwei Schüsse aus einem Revolver, offenbar

glaubte man, daß die Ruderer schliefen oder ins Dorf in die Schenke gegangen seien.

„Schon gut, wirst schon zur rechten Zeit ankommen," sagte Tolkowui in dem Ton eines Menschen, der überzeugt ist, daß es zu nichts führt, sich zu beeilen, „es kommt doch nichts dabei heraus."

Die schwere Barke stieß vom Ufer ab und schwamm vorwärts zwischen dem Weidengebüsch; nur daran, daß das Weidengebüsch allmählich hinter der Barke zurückblieb, war zu bemerken, daß sie sich überhaupt fortbewegte und nicht still stand. Die Ruderer ruderten gleichmäßig im Takt; Tolkowui stemmte sich fest gegen das Steuer und flog von einer Seite des Bootes zur andern, indem er mit seinem Körper in der Luft einen Bogen beschrieb. In der Dämmerung sah es aus, als säßen die Menschen auf irgend einem vorsintflutlichen Tier mit langen Beinen, und schwämmen in ein kaltes trauriges Land, in jenes Land, von dem man träumt, wenn man Alpdruck hat.

Jetzt war man aus dem Weidengebüsch heraus und fuhr ins offene Wasser hinaus. Am jenseitigen Ufer konnte man schon das Stoßen und Plätschern der Ruder hören und jemand rief: „Schneller, schneller!" Nach zehn Minuten stieß die Barke an die Anlegestelle.

„Es schüttet und schüttet immerfort," sagte Simeon und wischte sich den Schnee aus dem Gesicht. „Gott weiß, von wo dieser viele Schnee herkommt."

Am Ufer wartete ein magerer, mittelgroßer alter Mann in einem kurzen Fuchspelz und einer Mütze aus weißem Schaffell. Er stand abseits von den Pferden und rührte sich nicht; er hatte einen trüben, etwas starren Ausdruck, als bemühe er sich, sich an etwas zu erinnern und ärgere sich über sein schlechtes Gedächtnis. Als Simeon zu ihm trat und lächelnd die Mütze vom Kopfe nahm, sagte er: „Ich eile nach Anastasjewka, meiner Tochter geht es wieder schlechter, und in Anastasjewka soll ein neuer Arzt angestellt worden sein."

Der große Reiseschlitten wurde auf die Barke geschleppt, und man fuhr wieder zurück. Der Mann, den Simeon als Wassili Sergeitsch angeredet hatte, stand die ganze Zeit unbeweglich aufrecht und sah unverwandt mit zusammengekniffenen Lippen vor sich hin; als der Kutscher ihn um die Erlaubnis bat, in seiner Gegenwart rauchen zu dürfen, antwortete er gar nichts, als hätte er nichts gehört. Aber Simeon, der wieder am Steuerruder saß, sah ihn spöttisch an und sagte: „In Sibirien leben auch Menschen, ja, ja, sie leben!"

Tolkowuis Gesicht hatte einen triumphierenden Ausdruck, als habe er etwas bewiesen und freue sich darüber, daß alles genau so eingetroffen sei, wie er es vorhergesagt habe. Der Anblick des hilflosen, unglücklichen Menschen im halblangen Fuchspelz schien ihm großes Vergnügen zu machen.

„Jetzt ist schlecht fahren, Wassili Sergeitsch," sagte er, als am Ufer die Pferde wieder eingespannt wurden. „Sie sollten ein bis zwei Wochen warten, bis die Wege etwas trockener werden, am besten wäre es, gar nicht zu fahren ... Wenn noch irgend etwas dabei herauskäme, aber Sie wissen es ja selbst, die Menschen fahren jahraus jahrein, ohne Nutzen davon zu haben. Nicht wahr?"

Wassili Sergeitsch gab ihm schweigend ein Trinkgeld, stieg in den Schlitten und fuhr ab.

„Da ist er nun gefahren, um einen Doktor zu holen," sagte Simeon, vor Kälte zusammenschauernd. „Ja, such mal den rechten Doktor, frag den Wind in der Ebene, greif den Teufel am Schwanz! Ach, diese wunderlichen Menschen. Gott sei meiner Seele gnädig!"

Der Tatar trat auf Tolkowui zu, sah ihn voll Haß und Abscheu an, und zitternd und tatarische Worte in seine gebrochene Rede mischend, sagte er: „Er ist gut ... du bist schlecht ... ja du bist schlecht. Der Herr ist eine gute Seele, du bist ein Vieh, du bist schlecht. Der Herr lebt, du bist tot ... Gott hat den Menschen geschaffen, damit er lebe, damit er Freude, Heimweh und Kummer habe; aber du willst

nichts haben, also lebst du nicht, du bist ein Stein, Lehm... Der Stein braucht nichts und du brauchst auch nichts, du bist ein Stein und Gott liebt dich nicht, aber den Herrn liebt Gott."

Alle fingen an zu lachen; der Tatar winkte voll Abscheu mit der Hand, wickelte sich fester in seine Lumpen und ging zum Feuer. Die Ruderer und Simeon krochen in die Hütte.

„Es ist kalt," stöhnte einer von ihnen und streckte sich auf dem Stroh aus, mit dem der feuchte Lehmboden bedeckt war.

„Ja, es ist nicht warm," stimmte ein anderer bei, „so ist das Leben der Zwangsarbeiter."

Alle hatten sich niedergelegt. Die Tür wurde vom Winde aufgerissen, und der Schnee wurde in die Hütte geweht; aber keiner verspürte Lust aufzustehen, um sie zu schließen, es war zu kalt und sie waren alle zu träge.

„Immerhin, ich fühle mich ganz wohl," sagte Tolkowui im Einschlafen. „Gott gebe jedem so ein Leben."

„Wir wissen, daß du ein siebenfach Verbannter bist, dich würde auch der Teufel nicht aufnehmen," antwortete jemand.

Von draußen hörte man Töne, die dem Geheul eines Hundes glichen.

„Was ist das, wer ist da?"

„Da weint der Tatar."

„Ja so, der wunderliche Mensch!"

„Er wird sich schon daran gewöhnen," sagte Simeon und schlief sofort ein.

Bald schliefen die anderen auch. Die Tür aber blieb weit offen stehen.

Irrwisch.

1.

Zu Olga Iwanownas Hochzeit waren alle ihre Freunde und guten Bekannten gekommen. „Sehen Sie ihn an! Nicht wahr, es liegt etwas in ihm?“ sagte sie zu ihren Freunden, nach ihrem Gatten hinzeigend, und so als ob sie wünschte zu erklären, wie sie dazu gekommen sei, einen einfachen, sehr gewöhnlichen und durch nichts hervorragenden Menschen zu heiraten. Ihr Gatte, Ossip Stepanowitsch Dymow, war Arzt und hatte den Rang eines Titulärrates. Er war in zwei Krankenhäusern tätig; in dem einen als außerordentlicher Ordinator, in dem andern als Prosektor. Täglich von neun bis zwölf empfing er Kranke und arbeitete in seiner Abteilung, und nach zwölf fuhr er mit der Pferdebahn ins andere Krankenhaus, wo er die verstorbenen Patienten zu sezieren hatte. Seine Privatpraxis war verschwindend gering, sie brachte ihm ungefähr 500 Rubel im Jahr. Das war alles. Olga Iwanowna dagegen und ihre Freunde und guten Bekannten waren nicht ganz gewöhnliche Leute. Jeder von ihnen war durch irgend etwas bemerkenswert und durch irgend etwas bekannt, hatte schon einen Namen und galt als Berühmtheit; oder berechtigte wenigstens zu den schönsten Hoffnungen, wenn er auch noch nicht berühmt war. Da war ein Künstler vom dramatischen Theater, ein großes, längst anerkanntes Talent, ein glänzender, kluger und bescheidener Mensch und ausgezeichneter Vorleser, der Olga Iwanowna das Lesen beigebracht hatte; ein Sänger von der Oper, ein gutmütiger, wohlbeleibter Herr, der Olga Iwanowna unter

Seufzen versicherte, daß sie eigenwillig ins Verderben renne: wenn sie nicht faul wäre, sondern sich ernstlich beschäftigte, könnte aus ihr eine große Sängerin werden; dann einige Maler, an ihrer Spitze der Genre-, Tier- und Landschaftsmaler Rjabowski, ein sehr hübscher, blonder junger Mann von ungefähr 25 Jahren, der auf Ausstellungen schon Erfolge gehabt und sein letztes Bild für 500 Rubel verkauft hatte; er verbesserte Olga Iwanownas Skizzen und Studien und meinte, daß aus ihr vielleicht etwas Tüchtiges werden könnte; dann ein Cellist, dessen Instrument geradezu sang, und der aufrichtig gestand, daß von allen ihm bekannten Damen nur Olga Iwanowna es verstände, ihn zu begleiten. Dann ein junger, aber schon bekannter Literat, der Novellen, Dramen und Erzählungen geschrieben hatte. Und wer noch? Nun, noch Wassili Wassiljewitsch, ein Gutsbesitzer, ein Illustrationsdilettant und Vignettenzeichner, der altrussischen Stil, Sage und Epos besonders tief empfand; auf Papier, Porzellan und angeräucherten Tellern schuf er buchstäblich Wunder. Inmitten dieser freien, vom Schicksal verwöhnten Künstlergesellschaft, die ja freilich ganz zartfühlend und bescheiden war, an die Existenz der Doktoren aber nur in Krankheitszeiten dachte, und welcher der Name Dymow ebenso gleichgültig war wie Tarassow oder Sidorow — inmitten dieser Gesellschaft schien Dymow fremd, überflüssig und klein, obgleich er hoch gewachsen und breitschultrig war. Es sah so aus, als hätte er einen fremden Frack an und das Bärtchen eines Bedienten. Übrigens, wäre er Schriftsteller oder Künstler gewesen, so hätte man sicher gefunden, daß er mit seinem Bart an Zola erinnere. Der Schauspieler sagte Olga Iwanowna, daß sie mit ihren Flachshaaren und im Brautstaat aussehe wie ein schlankes Kirschbäumchen, wenn es im Frühling mit zarten weißen Blüten überschüttet ist. „Nein, hören Sie," entgegnete Olga Iwanowna, ihn bei der Hand fassend, „wie konnte ich mich nur so plötzlich verloben? Hören Sie, hören Sie, ich muß Ihnen sagen, daß mein Vater mit Dymow zu-

sammen im selben Krankenhaus angestellt war. Als mein armes Väterchen erkrankte, saß Dymow tage- und nächtelang an seinem Bett. Wie viel Aufopferung! Hören Sie, Rjabowski ... und Sie, Herr Schriftsteller, hören Sie zu, es ist sehr interessant. Kommen Sie doch näher. Wie viel Aufopferung und wahre Teilnahme! Ich schlief auch die Nächte nicht und saß neben meinem Vater, und plötzlich — guten Morgen, da hatte ich den guten Jungen besiegt! Mein Dymow verliebte sich bis über die Ohren. Wirklich, das Schicksal ist manchmal so wunderlich. Nun, nach dem Tode meines Vaters besuchte er mich manchmal, wir trafen uns auf der Straße, und an einem schönen Abend — macht er mir einen Antrag ... es war wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich weinte die ganze Nacht hindurch und verliebte mich selbst höllisch. Und jetzt bin ich, wie Sie sehen, seine Frau geworden. Nicht wahr, er hat etwas Starkes, Mächtiges, Bärenhaftes? Jetzt ist uns sein Gesicht dreiviertel zugekehrt, es ist schlecht beleuchtet, aber wenn er sich umkehrt, sehen Sie seine Stirn an. Rjabowski, was sagen Sie zu dieser Stirn? Dymow, wir sprechen von dir!" rief sie ihrem Mann zu. „Komm her! reiche Rjabowski deine ehrliche Hand ... so. Seid Freunde!"

Dymow reichte mit einem gutmütigen, naiven Lächeln Rjabowski die Hand und sagte: „Sehr erfreut. Mit mir zusammen studierte auch ein Rjabowski; ist das nicht ein Verwandter von Ihnen?"

2.

Olga Iwanowna war 22 Jahre alt, Dymow 31. Nach der Hochzeit lebten sie sich herrlich ein. Im Wohnzimmer behängte Olga Iwanowna alle Wände mit eigenen und fremden Studien mit und ohne Rahmen, und richtete zwischen dem Flügel und den Möbeln ein hübsches Durcheinander aus chinesischen Schirmen, Staffeleien, farbigen Lappen, Dolchen, kleinen Büsten, Photographien usw. ein. Im Eßzimmer beklebte sie die Wände mit Bildern aus Baumrinde,

hängte Baſtſchuhe und Sicheln auf, ſtellte Senſen und Harken in die Ecke, und das Eßzimmer im ruſſiſchen Geſchmack war fertig. Um das Schlafzimmer einer Grotte ähnlich zu machen, drapierte ſie Decke und Wände mit dunklem Tuch, hängte über den Betten eine venezianiſche Ampel auf und ſtellte eine Figur mit einer Hellebarde an die Tür. Und alle fanden, daß das junge Paar ein ſehr gemütliches Heim hatte. Täglich, nachdem ſie gegen elf Uhr aufgeſtanden war, ſpielte Olga Iwanowna Klavier oder ſie malte irgend etwas in Öl, wenn die Sonne ſchien. Dann, nach zwölf, fuhr ſie zu ihrer Schneiderin. Da ſie und Dymow wenig Geld hatten, nur gerade das nötige, mußte ſie und die Schneiderin oft zu kleinen Liſten greifen, um immer in neuen Kleidern erſcheinen zu können und die Welt mit ihren Toiletten zu überraſchen. Sehr oft entſtanden aus einem alten gefärbten Kleide, aus ganz wertloſen Stückchen Tüll, Spitzen, Plüſch und Seide wahre Wunder, ganz bezaubernde Dinge, kein Kleid, ſondern ein Gedicht. Von der Schneiderin fuhr Olga Iwanowna gewöhnlich zu irgend einer bekannten Schauſpielerin, um Theaterneuigkeiten zu erfahren und ſich gelegentlich ein Billet zur erſten Aufführung eines neuen Stückes oder zu einem Benefiz zu verſchaffen. Von der Schauſpielerin mußte ſie in das Atelier eines Künſtlers oder auf eine Bilderausſtellung fahren, dann zu irgend einer Berühmtheit — ſie mußte zu ſich einladen, eine Viſite erwidern oder einfach plaudern. Und alle empfingen ſie fröhlich und freundlich und verſicherten, ſie ſei eine gute, liebe, ſeltene Frau. Die, welche ſie berühmt und groß nannte, nahmen ſie als ihresgleichen auf und prophezeiten ihr einſtimmig, daß bei ihrer Begabung, ihrem Geſchmack und Verſtand etwas Rechtes aus ihr werden könne, wenn ſie ſich nicht zerſplittere. Sie ſang, ſpielte Klavier, malte, modellierte, beteiligte ſich an Liebhaberaufführungen, und alles das mit Talent. Ob ſie nun Laternchen für eine Illumination klebte, ob ſie ſich ſchmückte oder jemand das Halstuch band — alles kam bei

ihr ungewöhnlich künstlerisch, graziös und anmutig heraus. Aber in nichts sprach sich ihre Begabung so deutlich aus wie in der Fähigkeit, mit berühmten Leuten schnell bekannt zu werden und in nahen Verkehr zu treten. Kaum hatte irgend jemand sich auch nur etwas hervorgetan und von sich reden gemacht, so leitete sie schon Bekanntschaft mit ihm ein, schloß am selben Tage Freundschaft und lud ihn zu sich ein. Jede neue Bekanntschaft war für sie ein wahres Fest. Sie vergötterte berühmte Leute, war stolz auf sie und träumte allnächtlich von ihnen. Sie bedurfte ihrer und konnte dieses Bedürfnis nie genug befriedigen. Die alten verschwanden und wurden vergessen; neue ersetzten sie, aber auch an diese gewöhnte sie sich bald oder erlebte Enttäuschungen an ihnen und fing wieder an zu suchen, neue und immer neue große Leute; sie fand sie und suchte weiter. Wozu? — Um fünf Uhr aß sie zu Hause mit ihrem Gatten zu Mittag. Seine Einfalt, sein gesunder Menschenverstand und seine Gutmütigkeit rührten und entzückten sie. Sie sprang alle Augenblicke auf, umarmte ihn stürmisch und überschüttete ihn mit Küssen.

„Dymow, du bist ein kluger, edler Mensch," sagte sie, „aber du hast einen sehr empfindlichen Mangel. Du interessierst dich gar nicht für Kunst. Du glaubst weder an Musik noch an Malerei."

„Ich verstehe sie nicht," antwortete er sanft. „Das ganze Leben habe ich mich mit Naturwissenschaften und Medizin beschäftigt und hatte keine Zeit, mich für Kunst zu interessieren."

„Aber das ist ja schrecklich, Dymow!"

„Warum denn? Deine Bekannten wissen nichts von Naturwissenschaften und Medizin, und ihnen machst du das nicht zum Vorwurf. Jedem das Seine. Ich verstehe nichts von Landschaften noch Opern, aber ich denke so: wenn kluge Leute ihr ganzes Leben dieser Kunst widmen, und andere kluge Leute enorme Summen dafür zahlen, so ist sie offenbar notwendig. Ich verstehe sie nicht, aber nicht verstehen heißt noch nicht verwerfen."

„Laß mich deine ehrliche Hand drücken!“

Nach Tische fuhr Olga Iwanowna zu Bekannten, dann ins Theater oder ins Konzert und kehrte erst nach Mitternacht nach Hause zurück. So ging es Tag für Tag.

Mittwochs hatte sie regelmäßig Abendgesellschaft. An diesen Abenden spielten Wirtin und Gäste nicht Karten, tanzten auch nicht, sondern unterhielten sich mit allerlei Künsten. Der Schauspieler vom dramatischen Theater las vor, der Sänger sang, die Maler zeichneten in die Albums, deren Olga Iwanowna eine Menge besaß, der Cellist spielte, und die Wirtin selbst zeichnete auch, modellierte, sang und spielte die Begleitung. In den Pausen zwischen Vorlesen, Musik und Gesang sprach und disputierte man über Literatur, Theater und Malerei. Damen wurden nie eingeladen, denn Olga Iwanowna fand, außer Schauspielerinnen und ihrer Schneiderin, alle Damen langweilig und abgeschmackt. Kein einziger dieser Abende verging, ohne daß die Wirtin bei jedem neuen Klingelzug zusammenfuhr und mit triumphierendem Ausdruck im Gesicht sagte: „Da ist er;“ mit dem „er“ war dann eine neue eingeladene Größe gemeint. Dymow war nie im Salon anwesend und niemand dachte an seine Existenz. Aber Schlag halb zwölf öffnete sich die Tür, die ins Eßzimmer führte, Dymow erschien mit seinem freundlichen, sanften Lächeln und sprach, sich die Hände reibend: „Bitte, meine Herren, zum Imbiß.“ Alle begaben sich ins Eßzimmer und erblickten auf dem Tisch jedesmal dasselbe: eine Schüssel mit Austern, Schinken oder Kalbsbraten, Sardinen, Käse, Kaviar, Pilze, Schnaps und zwei Karaffen mit Wein. „Du mein lieber maître d'hôtel!“ rief dann Olga Iwanowna, vor Entzücken in die Hände klatschend. „Du bist einfach bezaubernd. Herrschaften, sehen Sie seine Stirn an! Dymow, kehr uns mal das Profil zu! Sehen Sie, meine Herren: das Gesicht eines bengalischen Tigers, der Ausdruck aber so freundlich und gut wie bei einem Reh. O, du Lieber!“ Die Gäste ließen es sich schmecken und dachten mit einem Seitenblick auf Dymow: in der Tat,

ein prächtiger Kerl! Bald aber vergaßen sie ihn und fingen wieder an über Theater, Musik und Malerei zu sprechen.

Das junge Ehepaar war glücklich, und ihr Leben floß gleichmäßig dahin. Übrigens die dritte Woche ihres Honigmonats war nicht ganz glücklich, sogar traurig. Dymow wurde im Krankenhause von der Rose angesteckt, lag sechs Tage im Bett und mußte seine hübschen schwarzen Haare glatt abrasieren lassen. Olga Iwanowna saß neben ihm und weinte bitterlich; als es ihm aber besser ging, umwickelte sie seinen Kopf mit einem weißen Tuch und malte ihn als Beduinen. Und dabei amüsierten sich beide. Drei Tage darauf, als er schon ganz genesen wieder ins Krankenhaus ging, begegnete ihm ein neues Mißgeschick. „Ich habe kein Glück, Kind!“ sagte er einmal während des Mittagessens. „Heute hatte ich vier Sektionen und da schnitt ich mich auf einmal in zwei Finger. Erst zu Hause habe ich es bemerkt.“ Olga Iwanowna erschrak. Er lächelte und meinte, das seien Kleinigkeiten; bei Sektionen seien solche Schnitte in die Finger sehr häufig. „Ich lasse mich hinreißen, Kind, und werde dann ganz zerstreut.“ Olga Iwanowna sah mit Angst einer Vergiftung durch Leichen entgegen, und betete in der Nacht inbrünstig, aber es ging alles glücklich vorüber. Und wieder floß das Leben dahin friedlich und gleichmäßig, ohne Kummer und Aufregung. Die Gegenwart war herrlich, und zur Abwechslung kam auch der Frühling heran, schon von weitem lächelnd und tausend Freuden verheißend. Ein Glück ohne Ende! Im April, Mai und Juni ein Landhaus, weit vor der Stadt, Spaziergänge, Studien, Fischfang, Nachtigallen; und dann vom Juli bis tief in den Herbst eine Reise der Künstler an die Wolga; an dieser Fahrt mußte auch Olga Iwanowna, als unentbehrliches Mitglied der Gesellschaft, teilnehmen. Sie hatte sich schon zwei Reisetoiletten aus Kattun genäht und Farben, Pinsel, Leinwand und eine neue Palette für unterwegs gekauft. Fast täglich kam Rjabowski zu ihr, um zu sehen, was für Fortschritte in der Malerei

sie gemacht hatte. Wenn sie ihm ihre Arbeiten zeigte, steckte er die Hände tief in die Taschen, preßte die Lippen aufeinander und sprach näselnd: „So ... Diese Wolke hier bei Ihnen schreit; sie ist nicht abendlich beleuchtet. Der Vordergrund ist etwas wie gekaut und so, verstehen Sie, nicht so ganz ... Dann die Hütte da hat sich an etwas verschluckt und piept jämmerlich ... Diese Ecke müßte dunkler genommen werden ... Aber im allgemeinen nicht übel ... Ich muß loben." Und je unverständlicher er sprach, um so leichter verstand ihn Olga Iwanowna.

3.

Am Nachmittag des zweiten Pfingsttages kaufte Dymow Delikatessen und Konfekte und fuhr zu seiner Frau hinaus aufs Land. Er hatte sie schon zwei Wochen lang nicht gesehen und starke Sehnsucht nach ihr bekommen. Während er im Wagen saß und später im großen Gehölz sein Landhaus aufsuchte, fühlte er Hunger und Müdigkeit und malte sich aus, wie er mit seiner Frau gemütlich zu Abend essen und dann sich hinlegen und ausschlafen werde. Und vergnügt sah er auf sein Päckchen, in dem Kaviar, Käse und Weißfisch eingewickelt waren. Als er endlich sein Haus herausgefunden und erkannt hatte, begann die Sonne schon zu sinken. Die alte Magd sagte, die Herrin sei nicht zu Hause, werde aber gewiß sehr bald heimkommen. In dem sehr unscheinbaren Häuschen waren nur drei Zimmer, die niedrigen Decken mit Schreibpapier beklebt und die Dielen uneben und voller Ritzen. In einem Zimmer stand ein Bett, im zweiten lagen auf Stühlen und in den Fenstern Leinwand, Pinsel, fettiges Papier, ein Herrenpaletot und Hüte herum, und im dritten fand Dymow drei ihm unbekannte Männer vor. Zwei von ihnen waren brünett und trugen Bärte, der dritte war ganz rasiert und recht stark, offenbar ein Schauspieler. Auf dem Tische dampfte die Teemaschine. „Was wünschen Sie?" fragte der Schauspieler in tiefem Baß und

mit einem scheuen Blick auf Dymow. „Sie brauchen Olga Iwanowna? Warten Sie, sie kommt gleich.“ Dymow setzte sich und wartete. Einer der Brünetten sah ihn faul und schläfrig an, goß sich Tee ein und fragte: „Vielleicht wünschen Sie Tee?“ Dymow wollte gern sowohl trinken als essen, um sich aber den Appetit nicht zu verderben, wies er den Tee zurück.

Bald darauf ertönten Schritte und ein wohlbekanntes Lachen; die Tür flog auf, und Olga Iwanowna lief ins Zimmer herein, im breitrandigen Strohhut mit dem Malkasten in der Hand; hinter ihr trat der fröhliche, rotwangige Rjabowski ein, bewaffnet mit Malerschirm und Feldstuhl. „Dymow!“ rief Olga Iwanowna und errötete vor Freude; „Dymow!“ wiederholte sie und legte zärtlich den Kopf und beide Hände an seine Brust. „Du bist es! warum bist du so lange nicht gekommen? Warum? warum?“

„Wann sollte ich denn kommen, Kind? ich bin immer beschäftigt, und wenn ich einmal frei bin, trifft es sich immer so, daß mir die Züge nicht passen.“

„Aber wie ich mich freue, dich zu sehen! ich habe die ganze, ganze Nacht von dir geträumt und fürchtete schon, du seiest krank geworden. Ach, wenn du wüßtest, wie lieb du mir bist, und wie gelegen du kommst! Du wirst mein Retter sein. Du allein kannst mich retten. Morgen findet hier eine höchst originelle Hochzeit statt,“ fuhr sie fort, indem sie ihrem Mann lachend das Halstuch auf- und zuband. „Ein junger Telegraphist von der Station, ein gewisser Tschekeldejew, heiratet. Er ist ein hübscher junger Mensch, na, auch nicht dumm, und hat etwas im Gesicht, weißt du, so etwas Kräftiges, Bärenhaftes — man könnte ihn als jungen Normannen malen. Wir Sommerfrischler interessieren uns alle für ihn und haben ihm das Ehrenwort gegeben, auf seiner Hochzeit zu sein . . . Er ist nicht reich, ein alleinstehender, etwas scheuer Mensch, und natürlich wäre es unrecht, ihm die Teilnahme zu versagen. Stelle dir vor, nach dem Gottesdienst

findet die Trauung statt; dann gehen alle aus der Kirche zu Fuß ins Haus der Braut ... verstehst du, der Wald, Gesang der Vögel, Sonnenflecke auf dem Grase und wir alle als farbige Kleckse auf dem grell-grünen Hintergrunde — sehr originell, im Geschmack der französischen Impressionisten. Aber, Dymow, in welcher Toilette werde ich in die Kirche gehn?" sagte Olga Iwanowna und machte ein weinerliches Gesicht. „Ich habe gar nichts mit, buchstäblich gar nichts. Kein Kleid, keine Blumen, keine Handschuhe ... Du mußt mich retten. Wenn du gekommen bist, so bedeutet es, daß das Schicksal dir selbst gebietet, mich zu retten. Nimm die Schlüssel, mein Liebster, fahre nach Hause und nimm dort aus der Garderobe mein rosa Kleid. Du erinnerst dich dessen doch, es hängt vornan. Dann, in der Kammer, rechts auf der Diele, wirst du zwei Schachteln sehen. Wenn du die obere öffnest, so ist darin nur Tüll, Tüll, Tüll und verschiedene Lappen und darunter Blumen. Die Blumen nimm alle heraus, vorsichtig, damit du sie nicht drückst, ich werde schon selbst aussuchen ... und Handschuhe kaufe mir."

„Gut," sagte Dymow, „morgen fahre ich und schicke dir alles."

„Wann denn morgen?" fragte Olga Iwanowna und sah ihn erstaunt an. „Wann wirst du denn morgen Zeit haben? Der erste Zug geht morgen um neun Uhr und die Trauung ist um elf. Nein, mein Herzchen, heute, durchaus heute. Wenn du morgen nicht selbst herauskommen kannst, schicke mir alles durch einen Dienstmann. Nun, geh doch, gleich muß der Passagierzug kommen. Verspäte dich nicht, Liebling."

„Gut."

„Ach, wie leid es mir tut, dich wieder fortzulassen!" sagte Olga Iwanowna, und Tränen traten ihr in die Augen. „Und warum habe ich dummes Ding dem Telegraphisten mein Wort gegeben!"

Dymow trank schnell ein Glas Tee aus, nahm einen Wasserkringel und ging, sanft lächelnd, auf die Station.

Kaviar, Käse und Weißfisch aber verspeisten die beiden Brünetten und der dicke Schauspieler.

4.

In einer stillen Julimondnacht stand Olga Iwanowna auf dem Verdeck eines Wolgaschiffes und blickte bald ins Wasser, bald auf die schönen Ufer. Neben ihr stand Rjabowski und sagte, daß die schwarzen Schatten auf dem Wasser nicht Schatten seien, sondern Träume; angesichts dieses zauberhaften Wassers mit dem phantastischen Schimmer, des unendlichen Himmels und der schwermütigen, träumerischen Ufer, die von der Unruhe des Lebens sprachen und von dem Vorhandensein von etwas Höherem, Ewigem, wäre es wohl schön sich zu vergessen, zu sterben, zur Erinnerung zu werden. Das Vergangene ist vergangen und ohne Interesse, die Zukunft ist auch unwichtig, und diese wunderbare, im Leben einzigartige Nacht geht bald zu Ende und mündet in die Ewigkeit — wozu denn leben? Und Olga Iwanowna horchte bald auf Rjabowskis Stimme, bald in die Stille der Nacht hinaus, und dachte daran, daß sie unsterblich sei und nie aufhören könne zu leben. Die türkisblaue Farbe des Wassers, wie sie solche noch nie gesehen, der Himmel, die Ufer, die schwarzen Schatten und eine unerklärliche Freude, die ihr die Seele füllte, sagten ihr, daß sie eine große Künstlerin werden könne, und daß dort irgendwo in der Ferne, hinter der Mondnacht, im unermeßlichen Raum, Erfolg, Ruhm und Liebe des Volks sie erwarte ... Als sie so, ohne mit der Wimper zu zucken, in die Weite sah, erschienen vor ihrem geistigen Auge Menschenmengen, Lichter, feierliche Musikklänge, Ausrufe des Entzückens, und sich selbst sah sie im weißen Kleide inmitten von Blumen, mit denen sie von allen Seiten überschüttet wurde. Sie dachte auch daran, daß dicht neben ihr, an den Schiffsrand gelehnt, ein wirklich großer Mann stand, ein Genie, ein Auserwählter Gottes. Alles, was er bis jetzt geleistet, war herrlich, neu und außer-

gewöhnlich, und alles, was er noch mit der Zeit schaffen würde, wenn mit den Jahren sein seltenes Talent sich festigte, würde überraschend sein, unermeßlich hoch, das sah man aus seinem Gesicht, aus seiner Art sich auszudrücken und aus seinem Verhältnis zur Natur. Über die Schatten, die Abendtöne, den Mondschein sprach er so besonders, mit einer eigenen Sprache, unwillkürlich fühlte man das Berauschende seiner Macht über die Natur. Er selbst war sehr hübsch, sehr originell, und sein Leben unabhängig, frei, wußte nichts von jeglichem Zwang, es glich dem Leben eines Vogels.

„Es wird kühl," sagte Olga Iwanowna und schauerte zusammen.

Rjabowski hüllte sie in seinen Mantel und sagte wehmütig: „Ich fühle mich in Ihrer Gewalt. Ich bin ein Sklave. Warum sind Sie auch heute so bezaubernd!" Er blickte die ganze Zeit auf sie hin, ohne sich losreißen zu können; seine Augen waren schrecklich und sie fürchtete sich, ihn anzusehen. „Ich liebe Sie wahnsinnig . . ." flüsterte er, und sein Atem berührte ihre Wange. „Sagen Sie nur ein Wort, und ich werde aufhören zu leben, ich hänge die Kunst an den Nagel . . ." murmelte er in großer Erregung, „lieben Sie mich, lieben Sie mich . . ."

„Sprechen Sie nicht so," antwortete Olga Iwanowna, die Augen schließend. „Das ist furchtbar! Und Dymow!"

„Was Dymow? Warum Dymow? was geht mich Dymow an? Die Wolga, der Mond, Schönheit, meine Liebe, mein Entzücken und nichts von Dymow . . . Ach, ich weiß nichts . . . ich brauche die Vergangenheit nicht . . . Schenken Sie mir nur einen Augenblick . . . einen kurzen Augenblick."

Olga Iwanowna fühlte ihr Herz heftig klopfen. Sie wollte an ihren Mann denken, aber alles Vorhergegangene — die Hochzeit, Dymow und die Abendgesellschaften erschienen ihr gering, nichtig, trübe, unnötig und sehr, sehr weit entfernt . . . In der Tat, was war Dymow? warum Dymow? was hatte sie mit Dymow zu tun? existierte er überhaupt in Wirklichkeit

und war er nicht am Ende nur ein Traum? „Für ihn, den einfachen, gewöhnlichen Menschen, genügt das Glück vollkommen, das er schon empfangen hat . . .“ dachte sie, das Gesicht mit den Händen bedeckend. „Mögen die andern mich verurteilen, mich verfluchen . . . ich werde ihnen zum Tort ins Verderben gehen, verkommen . . . Man muß im Leben alles erproben. Gott, wie schwer und wie schön zugleich!“

„Nun was, was?“ murmelte der Künstler, sie umfassend, und preßte heiße Küsse auf ihre Hände, mit denen sie ihn schwach von sich abwehrte. „Liebst du mich? Ja? Ja? O, welche Nacht! welch wunderbare Nacht!“

„Ja, welch eine Nacht!“ flüsterte sie und blickte ihm in die tränenfeuchten Augen; dann sah sie sich rasch um, schlang die Arme um seinen Hals und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

„Da sind wir gleich bei Kineschma;“ sagte jemand auf der andern Seite des Schiffes.

Man hörte laute Schritte. Der Kellner aus dem Büfett ging vorüber.

„Hören Sie!“ rief Olga Iwanowna, lachend und weinend vor Glück, „bringen Sie uns Wein!“

Der Künstler, bleich vor Erregung, ließ sich auf eine Bank nieder, blickte auf Olga Iwanowna mit anbetenden, dankbaren Augen; dann senkte er die Lider und sagte, schmerzlich lächelnd: „Ich bin erschöpft.“ Und er lehnte den Kopf an den Schiffsrand.

5.

Der 2. September war ein warmer, stiller, jedoch trüber Tag. Frühmorgens schwebte über der Wolga ein leichter Nebel, und nach neun Uhr fielen die ersten Regentropfen. Es war keine Hoffnung, daß der Himmel sich aufklären werde. Beim Tee sagte Rjabowski zu Olga Iwanowna, daß die Malerei die undankbarste und langweiligste Kunst sei und er selbst gar kein Maler, nur Dummköpfe glaubten, daß

er Talent hätte; und plötzlich ergriff er ein Messer und zerkratzte seine beste Skizze. Nach dem Tee saß er trübselig am Fenster und starrte hinaus auf die Wolga. Aber die Wolga hatte heute keinen Glanz, vielmehr ein trübes, mattes, kaltes Ansehen.

Alles, alles erinnerte an das Herannahen des wehmütigen, melancholischen Herbstes. Es schien, als hätte die Natur die üppigen grünen Teppiche, die diamantenen Spiegelungen der Sonnenstrahlen, die durchsichtige blaue Ferne und allen Schimmer und Schmuck bis zum nächsten Frühling abgenommen und in Koffer verpackt; und die Krähen flogen über die Wolga und verhöhnten sie: „nackt! nackt!“ Rjabowski lauschte ihrem Krächzen und dachte daran, daß er schon ganz schal geworden sei und sein Talent verloren habe, daß alles auf dieser Welt bedingt, relativ und dumm sei, daß er diese Frau nicht an sich hätte fesseln sollen ... mit einem Wort, er war schlechter Laune und blies Trübsal. Olga Iwanowna saß auf ihrem Bett hinter einem Schirm, und während sie ihre prachtvollen blonden Haare durch die Finger zog, versetzte sie sich im Geist bald in ihr Wohnzimmer, bald in ihr Schlafzimmer, bald in das Kabinett ihres Mannes; ihre Phantasie trug sie ins Theater, zur Schneiderin und zu ihren berühmten Freunden. Wie mochte es ihnen jetzt ergehen? Dachten sie auch manchmal an sie? Die Saison hatte bereits angefangen, und es war allmählich Zeit an die Abendgesellschaften zu denken. Und Dymow? Der liebe Dymow! Wie sanft und kindlich zärtlich bat er sie in seinen Briefen, doch recht bald wieder nach Hause zu kommen! Jeden Monat schickte er ihr 75 Rubel, und als sie ihm einmal schrieb, sie hätte 100 Rubel Schulden gemacht, hatte er ihr auch diese 100 Rubel geschickt. Was für ein guter, großmütiger Mensch! Die Reise hatte Olga Iwanowna angegriffen, sie hatte Sehnsucht, und wünschte je eher desto lieber loszukommen von diesen Bauern und dem Feuchtigkeitsgeruch des Flusses; wie gern würde sie das Gefühl der physischen Unreinlichkeit von

sich abwerfen, das sie die ganze Zeit über empfand, da sie in den Hütten der Bauern übernachten und von Dorf zu Dorf ziehen mußte.

Wenn Rjabowski den Künstlern nicht sein Ehrenwort gegeben hätte, bis zum 20. September mit ihnen hier zu bleiben, so könnte man sogar heute schon wegreisen. Wie wäre das doch schön! „Mein Gott," stöhnte Rjabowski, „wann wird denn endlich die Sonne herauskommen! ich kann doch an meiner sonnigen Landschaft nicht weiter malen ohne Sonne!"

„Aber du hast doch auch eine Skizze mit bewölktem Himmel," sagte Olga Iwanowna, hinter ihrem Schirm hervorkommend; „erinnerst du dich, links ist ein Wald und rechts eine Herde Kühe und Gänse; das könntest du jetzt beendigen."

„Eh," brummte der Künstler, „beendigen! glauben Sie wirklich, daß ich so dumm bin und nicht weiß, was ich zu tun habe?"

„Wie du dich mir gegenüber verändert hast!" seufzte Olga Iwanowna.

„Nun ja, herrlich!"

Olga Iwanownas Gesicht zuckte, sie wandte sich ab, zog sich an den Ofen zurück und brach in Tränen aus.

„Na, das fehlte nur noch! hören Sie doch auf! ich habe tausend Ursachen zu weinen und tue es doch nicht!"

„Tausend Ursachen!" schluchzte Olga Iwanowna, „die Hauptursache ist die, daß ich Ihnen zur Last geworden bin! Ja," rief sie unter Tränen, „um die Wahrheit zu sagen, Sie schämen sich unserer Liebe. Immer bemühen Sie sich, die Künstler nichts merken zu lassen, obgleich es doch nicht mehr zu verbergen ist, sie wissen es längst."

„Olga, um eins bitte ich Sie," sagte der Maler flehend, indem er die Hand aufs Herz legte, „nur um eins: quälen Sie mich nicht! Weiter verlange ich nichts von Ihnen!"

„Aber schwören Sie, daß Sie mich noch immer lieben!"

„Das ist eine Plage!" murmelte er zwischen den Zähnen und sprang auf; „es wird noch damit enden, daß ich mich

in die Wolga werfe oder den Verstand verliere. Lassen Sie mich in Ruhe!"

„Dann schlagen Sie mich tot, töten Sie mich," schrie Olga Iwanowna, „töten Sie mich!" Sie fing wieder an zu schluchzen und zog sich hinter den Schirm zurück.

Auf das Strohdach der Hütte rauschte der Regen hernieder. Rjabowski griff sich mit beiden Händen an den Kopf und ging auf und ab, aus einer Ecke in die andere; dann, wie um jemand etwas zu beweisen, griff er mit entschlossenem Gesicht nach seiner Mütze, hängte das Gewehr um und verließ die Hütte. Als er fort war, lag Olga Iwanowna lange auf dem Bett und weinte. Anfangs dachte sie, es wäre gut, sich jetzt zu vergiften, damit der heimkehrende Rjabowski sie tot vorfinde; dann aber trugen ihre Gedanken sie fort in ihren Salon, in das Kabinett ihres Mannes, und sie dachte sich aus, wie sie unbeweglich neben Dymow sitzen und die physische Ruhe und Reinlichkeit wieder genießen würde, wie sie abends im Theater wäre und Massini in der Cavalleria rusticana singen hörte. Und die Sehnsucht nach Zivilisation, städtischem Leben und ihren berühmten Leuten preßte ihr das Herz zusammen. Da trat ein Bauernweib in die Hütte und schickte sich an langsam und ohne Hast den Ofen zu heizen, um das Mittagessen zu kochen. Es fing an nach Dunst zu riechen und die Luft wurde allmählich blau vom Rauch. Die Maler kamen nach Hause in hohen beschmutzten Stiefeln, mit regennassen Gesichtern; sie betrachteten ihre Studien und sagten, sich selbst zum Trost, daß auch bei schlechtem Wetter die Wolga eine gewisse Schönheit an sich habe. Und die billige Uhr an der Wand tickte und tickte ... Die erfrorenen Fliegen scharten sich vorn in der Ecke bei den Heiligenbildern zusammen und summten, und unter den Bänken in den dicken Zeichenmappen hörte man die Schwaben krabbeln. Rjabowski kehrte erst nach Hause zurück, als schon die Sonne unterging. Er warf die Mütze auf den Tisch, ließ sich bleich und erschöpft in seinen nassen Stiefeln auf die Bank nieder und

schloß die Augen. „Ich bin todmüde," sagte er und verzog die Brauen, indem er sich bemühte die Lider zu heben. Um ihm zärtlich zu begegnen und zu zeigen, daß sie ihm nicht mehr zürne, trat Olga Iwanowna an ihn heran, küßte ihn schweigend und fuhr leise mit einem Kamm durch sein blondes Haar. Sie bekam Lust, ihn zu kämmen.

„Was ist da?" fragte er zusammenfahrend, als hätte etwas Kaltes ihn berührt, und öffnete die Augen. „Was ist da? lassen Sie mich in Ruhe, ich bitte Sie darum!" Er schob sie von sich fort und trat zur Seite, und ihr schien es, als drücke sein Gesicht Widerwillen und Verdruß aus. In diesem Augenblick kam das Bauernweib heran, vorsichtig mit beiden Händen einen Teller mit Kohlsuppe tragend; Olga Iwanowna sah, wie ihre beiden Daumen in die Suppe hineinragten. Und das schmutzige unförmliche Weib, die Kohlsuppe, über welche Rjabowski sich gierig hermachte, die Hütte und das ganze Leben, welches sie anfangs wegen seiner Einfachheit und künstlerischen Unordnung so geliebt hatte, erschienen ihr jetzt schrecklich. Sie fühlte sich plötzlich gekränkt und sagte kalt: „Wir müssen uns auf eine Zeitlang trennen, sonst könnten wir uns vor Langeweile am Ende ernstlich zanken. Ich habe es satt. Heute fahre ich ab."

„Worauf denn? vielleicht rittlings auf einem Stöckchen?"

„Heute ist Donnerstag, also kommt um halb zehn das Schiff."

„Ach ja, ja . . . Nun, warum nicht, fahre nur . . .," sagte Rjabowski ganz weich, indem er sich statt mit der Serviette mit dem Handtuch den Mund abwischte. „Du langweilst dich hier, hast auch nichts zu tun; man muß schon ein großer Egoist sein, um dich zurückzuhalten. Fahre nur ab, nach dem Zwanzigsten sehen wir uns wieder!"

Olga Iwanowna packte fröhlich ihre Sachen zusammen, ihre Wangen glühten vor Freude. Ist es denn wirklich wahr, fragte sie sich, daß sie nun bald in ihrem Wohnzimmer schreiben, in ihrem Schlafzimmer schlafen und auf einem Tischtuch

essen werde? Eine schwere Last fiel ihr vom Herzen, und dem Maler war sie auch nicht mehr gram. „Die Farben und Pinsel überlasse ich dir, Rjabuscha," sagte sie. „Was übrig bleibt, bringst du mir dann mit . . . Sieh auch zu, daß du in meiner Abwesenheit nicht faulenzt; sei nicht hypochondrisch, sondern arbeite. Du bist ja ein fixer Kerl, Rjabuscha." Um neun Uhr, zum Abschied, küßte Rjabowski sie, ihrer Meinung nach, um sie nicht auf dem Schiff angesichts der Maler zu küssen, und begleitete sie an den Anlegeplatz.

Bald kam das Schiff und entführte sie. Nach zwei und einem halben Tage war sie zu Hause. Ohne Hut und Mantel abzulegen, vor Aufregung tief atmend, schritt sie durch das Wohnzimmer ins Eßzimmer. Dymow saß am Tisch, ohne Rock, mit aufgeknöpfter Weste, und schärfte sein Messer; vor ihm auf einem Teller lag ein Rebhühnchen. Als Olga Iwanowna ihre Wohnung betrat, war sie überzeugt, daß sie ihrem Manne alles verheimlichen müsse, und daß ihre Kraft und Klugheit dazu ausreichen würde; jetzt aber, als sie sein breites, freundliches, glückliches Lächeln und seine freudestrahlenden Augen sah, fühlte sie, daß es ebenso gemein und abscheulich wäre, vor diesem Menschen etwas verbergen zu wollen, ebenso unmöglich und ihre Kräfte übersteigend, wie Verleumdung, Diebstahl oder Mord, und im Augenblick beschloß sie, ihm alles zu erzählen, was vorgegangen. Nachdem sie sich gründlich hatte küssen und umarmen lassen, sank sie vor ihm auf die Knie und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Was? was ist dir, Kind?" fragte er zärtlich, „hast du solche Sehnsucht gehabt?"

Sie erhob ihr schamrotes Gesicht und sah ihn schuldbewußt und flehend an, aber Angst und Scham hinderten sie, die Wahrheit zu sprechen.

„Nichts . . .," sagte sie, „das ist nur so . . ."

„Wollen wir uns doch setzen," sagte er, indem er sie aufhob und ihr einen Platz am Tisch anwies. „Siehst du,

so ... Iß du nur das Rebhuhn; du bist gewiß ganz ausgehungert, armes kleines Ding."

Sie sog begierig die heimische Luft ein und aß das Rebhühnchen; er aber sah sie mit verzückten Blicken an und lachte vor Freude.

6.

Ungefähr um die Mitte des Winters bekam Dymow eine Ahnung davon, daß man ihn betrüge. Es war, als hätte er selbst kein reines Gewissen, er konnte seiner Frau nicht mehr gerade in die Augen sehen, lächelte nicht mehr so freudig, wenn er ihr begegnete, und brachte, um möglichst wenig mit ihr allein zu sein, sehr oft seinen Freund Korostelew zu Mittag mit, einen kleinen, rasierten Herrn, mit einem gequetschten Gesicht, der im Gespräch mit Olga Iwanowna vor Verlegenheit alle Knöpfe seines Jacketts auf- und wieder zuknöpfte und dann anfing mit der rechten Hand den linken Schnurrbart zu drehen. Bei Tische sprachen die beiden Doktoren darüber, daß bei hochgradigem Diaphragma das Herz oft aussetze, oder daß in der letzten Zeit häufige Erkrankungen an Neuritis beobachtet worden seien, oder daß Dymow bei Öffnung eines Toten, der an bösartiger Anämie verstorben sein sollte, den Magenkrebs gefunden hätte. Und es sah so aus, als führten die beiden ihre medizinischen Gespräche nur, um Olga Iwanowna die Möglichkeit zu geben, zu schweigen, das heißt nicht zu lügen. Nach Mittag setzte sich Korostelew gewöhnlich ans Klavier und Dymow seufzte und sagte: „Ach, Bruderherz! nun, was! spiel uns mal was Trauriges vor!" Mit emporgezogenen Schultern und gespreizten Fingern nahm Korostelew einige Akkorde und stimmte im Tenor das Volkslied an: „Zeig' mir das Land, wo der Bauer nicht seufzt;" und Dymow seufzte noch einmal, stützte den Kopf in die Hand und versank in Nachdenken. In der letzten Zeit war Olga Iwanowna sehr unvorsichtig gewesen. Jeden Morgen erwachte sie mit der allerschlechtesten Laune und dem

Gedanken, daß sie Rjabowski nun schon nicht mehr liebe, und daß, Gott sei Dank, alles zu Ende sei. Aber nachdem sie ihren Kaffee getrunken, hielt sie sich vor, daß Rjabowski sie ja ihres Mannes beraubt, und daß sie nun weder Rjabowski noch ihren Mann besitze. Dann erinnerte sie sich der Gespräche ihrer Bekannten, die erzählten, daß Rjabowski zur Ausstellung etwas ganz Überraschendes vorbereite, ein Gemisch von Landschafts- und Genremalerei, im Geschmack Polenows, so schön, daß alle Besucher seines Ateliers in Entzücken gerieten. Aber das hatte er ja dank ihrem Einfluß geschaffen, dachte sie, wie er überhaupt unter ihrem Einfluß sich bedeutend verbessert habe. Ihr Einfluß sei so fruchtbar und wesentlich gewesen, daß Rjabowski am Ende gar untergehen könnte, wenn sie ihn sich selbst überließe. Dann fiel ihr wieder ein, daß er das letzte Mal in einem graumelierten Jackett und neuen Halstuch zu ihr gekommen sei und wehmütig gefragt habe: „Bin ich hübsch?" Und er war wirklich sehr hübsch und elegant mit seinen langen Locken und blauen Augen (wenigstens schien es ihr so); er war auch wieder zärtlich mit ihr. Unter solchen Erinnerungen und Vorstellungen kleidete Olga Iwanowna sich an und fuhr in heftiger Erregung ins Atelier zu Rjabowski. Sie fand ihn fröhlich und begeistert von seinem wirklich wunderschönen Bilde; er sprang herum, neckte sie und antwortete auf alle ernsten Fragen mit Scherzen. Olga Iwanowna war ganz eifersüchtig auf das Bild und fing schon an es zu hassen, stand aber doch, aus Höflichkeit, fünf Minuten schweigend davor, und tief aufseufzend, wie man es wohl vor etwas Heiligem tut, sagte sie leise: „Ja, noch nie hast du etwas Ähnliches gemalt. Weißt du, es kann einem fast angst machen!" Dann begann sie ihn anzuflehen, er möchte sie doch wieder lieben, sie nicht verlassen, Mitleid haben mit ihr Armen, Unglücklichen. Sie weinte, küßte ihm die Hände, verlangte, er solle ihr Treue schwören und bewies ihm, daß er ohne ihren guten Einfluß vom rechten Wege abkommen werde. Und nachdem sie ihm seine gute Stimmung

genommen und sich selbst erniedrigt fühlte, fuhr sie zur Schneiderin oder zu einer bekannten Schauspielerin, um sich ein Billet zu verschaffen. Wenn sie ihn nicht im Atelier traf, so hinterließ sie ihm einen Brief, worin sie schwur, sich zu vergiften, wenn er heute nicht käme. Er bekam dann Angst, ging hin und blieb gewöhnlich zu Mittag. Ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Gatten sagte er ihr allerhand Ungehörigkeiten und sie zahlte mit gleicher Münze. Beide empfanden, daß sie sich gegenseitig in Banden schlugen, daß sie gegeneinander Despoten und Feinde waren; sie ärgerten sich darüber und merkten in ihrem Ärger gar nicht, daß sie sich höchst unpassend betrugen, und daß sogar der rasierte Korostelew die ganze Sache begriff. Nach dem Essen beeilte sich Rjabowski Abschied zu nehmen und zu gehen.

„Wohin gehen Sie?" fragte Olga Iwanowna im Vorzimmer, indem sie ihn haßerfüllt ansah. Dann nannte er, zögernd und mit den Augen zwinkernd, irgend eine Dame, eine gemeinsame Bekannte, und es war klar, daß er sich über ihre Eifersucht lustig machte und sie ärgern wollte. Sie ging in ihr Schlafzimmer, warf sich aufs Bett und begann vor Eifersucht, Wut und dem Gefühl der Erniedrigung und Schande in das Kissen zu beißen und laut zu schluchzen. Dymow verließ seinen Gast Korostelew, kam zu ihr ins Schlafzimmer und sagte ganz ratlos und verlegen mit leiser Stimme: „Weine nicht so laut, Kindchen . . . wozu? über so etwas muß man schweigen; man darf sich nichts merken lassen; was geschehen ist, das läßt sich schon nicht mehr gut machen." Da sie nicht wußte, wie die furchtbare Eifersucht zu überwinden sei, und in der Hoffnung, doch noch etwas zu retten, stand sie auf, machte Toilette, puderte ihr verweintes Gesicht und eilte zur gemeinsamen Bekannten. Wenn sie Rjabowski dort nicht fand, fuhr sie zu einer andern, danach zu einer dritten. Anfangs schämte sie sich so herumzufahren, aber allmählich gewöhnte sie sich daran, und es kam vor, daß sie an einem Abend alle bekannten Damen besuchte, um nur

Rjabowski zu finden, und alle verstanden es. Einmal sagte sie zu Rjabowski von ihrem Mann: „Dieser Mensch erdrückt mich mit seiner Großmut.“ Diese Phrase gefiel ihr so gut, daß sie jedesmal, wenn sie mit den Künstlern zusammentraf, die ihren Roman mit Rjabowski kannten, mit einer energischen Handbewegung sagte: „Dieser Mensch erdrückt mich mit seiner Großmut.“ Das Leben verlief genau so wie im vorigen Jahr. Mittwochs waren Gesellschaften. Der Schauspieler deklamierte, die Maler zeichneten, der Cellist spielte, der Sänger sang, und um halb zwölf öffnete sich unfehlbar die Tür zum Eßzimmer und Dymow lud lächelnd ein: „Bitte, meine Herren, einen kleinen Imbiß.“ Wie immer suchte Olga Iwanowna bedeutende Leute, fand sie, war nicht befriedigt und suchte weiter. Wie immer kam sie täglich spät in der Nacht nach Hause, aber Dymow schlief nicht, wie im vorigen Jahr, sondern saß in seinem Kabinett und arbeitete. Erst gegen drei Uhr pflegte er sich hinzulegen und war schon um acht wieder auf. Eines Abends, als sie sich zum Theater ankleidete und vor dem Trumeau stand, trat Dymow ins Schlafzimmer, feierlich in Frack und weißer Halsbinde. Er lächelte sanft und blickte seiner Frau, wie ehemals, freundlich und gerade in die Augen; sein Gesicht strahlte.

„Eben habe ich meine Dissertation verteidigt,“ sagte er, indem er sich setzte und langsam über seine Knie strich.

„Hast du sie verteidigt?“ fragte Olga Iwanowna.

„Ich denke es,“ entgegnete er lachend und reckte den Hals, um im Spiegel das Gesicht seiner Frau zu sehen, die fortfuhr ihm den Rücken zuzukehren und an ihrer Frisur zu nesteln. „Weißt du, es ist sehr wahrscheinlich, daß man mir eine Privat-Dozentur der allgemeinen Pathologie anbieten wird. Aus dieser Richtung scheint der Wind zu wehen.“

Es war auf seinem seligen, strahlenden Gesicht zu lesen, daß er Olga Iwanowna alles verziehen hätte, die Gegenwart und die Zukunft, und alles vergessen, wenn sie jetzt seine Freude und seinen Triumph geteilt hätte; aber sie begriff

gar nicht, was Privat-Dozentur und allgemeine Pathologie bedeuteten, fürchtete auch zu spät ins Theater zu kommen, und sagte nichts. Er saß noch zwei Minuten da, lächelte dann verlegen und ging aus dem Zimmer.

7.

Es war ein äußerst unruhiger Tag. Dymow litt an starken Kopfschmerzen; er hatte am Morgen seinen Tee nicht angerührt, war auch nicht ins Krankenhaus gegangen, sondern lag die ganze Zeit in seinem Kabinett auf dem türkischen Diwan. Olga Iwanowna war, nach Gewohnheit, zwischen zwölf und eins zu Rjabowski gefahren, um ihm ihre nature morte zu zeigen und ihn zu fragen, warum er gestern nicht gekommen sei. Die Studie schien ihr ganz wertlos, und sie hatte sie nur gemalt, um einen Vorwand zu haben, wieder einmal zu dem Künstler hinzugehen.

Sie trat ein, ohne zu klingeln, und während sie im Vorzimmer die Überschuhe auszog, glaubte sie im Atelier jemand leise gehen zu hören, es rauschte wie ein Frauenkleid, als sie aber schnell hineinblickte, sah sie nur den Zipfel eines braunen Rockes hinter dem großen Bilde verschwinden, welches, sowie auch die Staffelei, bis unten mit schwarzem Stoff verhängt war. Kein Zweifel, dort versteckte sich eine Frau. Wie oft hatte Olga Iwanowna selbst sich hinter diesem Bilde verborgen gehalten!

Rjabowski, offenbar sehr verlegen, schien erstaunt über ihr Erscheinen, streckte ihr beide Hände entgegen und sagte, gezwungen lächelnd: „A—a—a—ah! entzückt Sie zu sehen. Nun, was gibt's Neues?"

Olga Iwanownas Augen füllten sich mit Tränen. Sie empfand tiefe Scham und Bitterkeit; nicht für eine Million hätte sie in Gegenwart der fremden Person gesprochen, der Nebenbuhlerin, der Lügnerin, die jetzt hinter dem Bilde stand und wahrscheinlich schadenfroh vor sich hinlachte. „Ich habe

Ihnen eine Studie gebracht," sagte sie schüchtern mit ihrem feinen Stimmchen, ihre Lippen zitterten, „ein Stilleben."

„A—a—a—ah! eine Studie!"

Der Maler nahm die Skizze in die Hand, und indem er sie betrachtete, ging er gleichsam mechanisch ins andere Zimmer. Olga ging ergeben hinter ihm drein. „Nature morte ... erste Sort' ...," murmelte er vor sich hin, und suchte nach weitern Reimen, „Kurort, Port ..." Im Atelier hörte man eilige Schritte und das Rauschen eines Kleides; da ging „sie" fort. Olga Iwanowna hatte das Gefühl, als müßte sie laut aufschreien, den Künstler ins Gesicht schlagen und davonstürmen; aber sie sah nichts vor Tränen, war wie zerschmettert von ihrer Schande und fühlte sich gar nicht mehr als Olga Iwanowna und Malerin, sondern als ein armes, nichtiges Käferchen.

„Ich bin erschöpft," sagte der Künstler dumpf, indem er die Studie betrachtete, und schüttelte den Kopf, wie um die Müdigkeit zu vertreiben. „Nun ja, das ist ja ganz nett, aber heute eine Studie und gestern eine Studie, im vergangenen Jahr eine Studie und nach einem Monat wieder eine Studie ... wie, ist Ihnen das nicht langweilig? An Ihrer Stelle ließe ich die Malerei sein und beschäftigte mich ernstlich mit Musik oder sonst was; Sie sind ja gar nicht Malerin, sondern Pianistin. Übrigens, wissen Sie, ich bin furchtbar angegriffen! Gleich lasse ich mir Tee geben, ja!"

Er ging hinaus und Olga Iwanowna hörte, wie er seinem Diener verschiedene Befehle gab. Um sich nicht zu verabschieden, sich nicht zu erklären, hauptsächlich aber um nicht in Tränen auszubrechen, lief sie schnell, ehe Rjabowski zurückkam, ins Vorzimmer, zog die Überschuhe an und verließ das Haus. Draußen atmete sie tief auf und fühlte sich auf immer befreit von Rjabowski, von der Malkunst und der tiefen Beschämung, die sie im Atelier so niedergedrückt hatte. Alles war zu Ende! Sie fuhr zur Schneiderin, dann zu Barnay, der erst gestern angekommen war, von Barnay in ein Noten-

magazin, und die ganze Zeit dachte sie daran, wie sie Rjabowski einen kalten, harten Brief voller Selbstgefühl schreiben würde; wie sie dann im Frühling oder Sommer mit Dymow in die Krim reisen würde, um dort die letzten Erinnerungen loszuwerden und dann ein neues Leben anzufangen. Als sie spät abends nach Hause kam, fing sie gleich an, noch ehe sie sich umgekleidet, den Brief zu verfassen. Rjabowski hatte ihr gesagt, sie sei keine Künstlerin; als Antwort wollte sie ihm nun schreiben, daß er jedes Jahr immer nur dasselbe male und jeden Tag dasselbe spreche, daß er schal und abgestanden sei und aus ihm nie mehr werden könne, als schon geworden sei. Sie wollte ihm auch schreiben, daß er sehr viel ihrem guten Einfluß verdanke, und wenn er jetzt auf Abwege geriete, so geschehe es nur aus dem Grunde, weil er ihren Einfluß lähme durch den Umgang mit allerhand zweideutigen Personen, wie zum Beispiel die, welche heute hinter dem Bilde versteckt gewesen.

„Kind!“ rief Dymow durch die geschlossene Tür seines Kabinetts, „Kind!“

„Was willst du?“

„Frauchen, komm nicht herein zu mir, komm nur an die Tür. Weißt du was, vorgestern bin ich im Krankenhause von der Diphtheritis angesteckt worden und fühle mich sehr schlecht. Schicke schnell nach Korostelew.“

Olga Iwanowna nannte ihren Mann, wie überhaupt alle bekannten Herren, nicht bei ihren Tauf-, sondern bei ihren Familiennamen; sein Name war Ossip (Josef) und gefiel ihr nicht, denn er erinnerte sie stets an Gogols Ossip und das Wortspiel „Ossip ochrip a Archip ossip“ (Josef ist heiser geworden und Archip ist heiser geworden). Jetzt aber rief sie: „Ossip, das ist unmöglich!“

„Schicke nur nach ihm; ich fühle mich sehr unwohl,“ sagte Dymow hinter der Tür, und sie hörte, wie er zum Diwan ging und sich niederlegte; „bitte, schicke nach ihm!“ klang matt seine Stimme.

Was ist das? dachte Olga Iwanowna und ihr wurde ganz kalt vor Schreck; das ist ja gefährlich! Ganz unnützerweise ergriff sie ein Licht und ging in ihr Schlafzimmer und als ihr hier einfiel, was sie zu tun hatte, sah sie im Vorübergehen in den hohen Stehspiegel. Mit ihrem bleichen, erschreckten Gesicht, in der Jacke mit hohen Ärmeln, den gelben Spitzenvolants auf der Brust und dem merkwürdigen gestreiften Rock, kam sie sich selbst abscheulich und widerlich vor. Ihr wurde plötzlich weh ums Herz, als sie an Dymow dachte, an seine grenzenlose Liebe zu ihr, an sein junges Leben, sogar an dies verwaiste Bett, in dem er nun schon so lange nicht mehr geruht, und an sein gewöhnliches sanftes, dankbares Lächeln. Sie brach in heiße Tränen aus und schrieb einen flehenden Brief an Koroſtelew. Es war zwei Uhr nachts.

8.

Als Olga Iwanowna um acht Uhr morgens aus dem Schlafzimmer kam, mit schwerem Kopf infolge der schlaflosen Nacht, ungekämmt und gar nicht mehr hübsch, mit einem schuldbewußten Ausdruck im Gesicht, ging ein fremder Herr mit schwarzem Bart, offenbar ein Doktor, an ihr vorüber ins Vorzimmer. Es roch nach Arzeneien. An der Kabinettür stand Koroſtelew und drehte mit der rechten Hand den linken Schnurrbart.

„Verzeihen Sie, zu ihm kann ich Sie nicht hineinlassen," sagte er trübe, „Sie könnten angesteckt werden. Es hat auch keinen Sinn, er ist ja doch bewußtlos."

„Hat er denn wirklich Diphtheritis?" flüsterte Olga Iwanowna.

„Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, den müßte man eigentlich vor Gericht stellen," brummte Koroſtelew, ohne auf Olga Iwanownas Frage zu antworten. „Wissen Sie, wie er angesteckt worden ist? Am Dienstag hat er einem Knaben

die Diphtheritishäutchen durch eine Röhre ausgesogen. Und wozu? es ist zu dumm . . . so aus Laune . . ."

„Ist es sehr gefährlich?" fragte Olga Iwanowna.

„Ja, es scheint eine schwere Form zu sein. Man müßte nach Schreck schicken, wirklich."

Da erschien ein kleiner, rothaariger Mensch mit langer Nase und jüdischem Akzent, dann ein langer, etwas gebeugter, ruppiger, der aussah wie ein Kirchendiener; darauf ein junger, sehr dicker Mann mit rotem Gesicht und einer Brille. Das waren die Ärzte, welche kamen, um ihren Gefährten zu pflegen und bei ihm zu wachen. Korostelew ging auch nicht nach Hause, nachdem er seine Zeit abgesessen hatte, sondern blieb und irrte wie ein Schatten in allen Zimmern herum. Das Dienstmädchen brachte den Doktoren Tee und mußte häufig in die Apotheke laufen; niemand sah nach Ordnung in den Zimmern, es war still und traurig. Olga Iwanowna saß in ihrem Schlafzimmer und dachte daran, daß dies die Strafe Gottes dafür sei, daß sie ihren Mann hintergangen habe. Der schweigsame, nie widersprechende, unverstandene Mann, nachgiebig bis zur Charakterlosigkeit und schwach vor überfließender Herzensgüte, litt jetzt dort auf seinem Diwan und klagte doch nicht. Und hätte er sich beklagt, wenn auch nur in seinen Phantasien, so hätten die aufwartenden Doktoren erfahren, daß nicht allein die Diphtheritis schuld sei an seiner Erkrankung. Sie würden Korostelew ausfragen; er wußte alles und nicht umsonst sah er die Frau seines Freundes mit solchen Augen an, als sei sie die wahre Ursache, die Haupturheberin des Unglücks und die Diphtheritis nur ihr Bundesgenosse. Sie dachte schon nicht mehr an die Mondscheinabende an der Wolga, an die Liebeserklärungen und das poetische Leben in der Bauernhütte; sie dachte jetzt nur daran, daß sie aus purem Leichtsinn, aus Scherz sich von oben bis unten, Hände und Füße mit etwas Schmutzigem, Anhaftendem besudelt hätte, das sie nie mehr abwaschen könne. Ach, wie habe ich ihn belogen! dachte sie, als ihr die stürmische Liebesperiode

mit Rjabowski einfiel. Fluch über die ganze Sache! Um vier Uhr setzte sie sich mit Korostelew zum Mittagessen. Er rührte nichts an, trank nur Rotwein und hatte ein ernstes, besorgtes Gesicht; auch sie genoß nichts. In Gedanken betete sie inbrünstig und gelobte Gott, daß sie Dymow, wenn er ihr erhalten bliebe, wieder lieben und ihm eine treue Frau sein wolle. Dann wieder vergaß sie sich einen Augenblick, sah auf Korostelew hin und dachte: Es muß doch sehr langweilig sein, so ein einfacher, unbedeutender und unbekannter Mensch zu sein, noch dazu mit solch einem gequetschten Gesicht und schlechten Manieren. Bald wieder schien es ihr, als müsse Gott sie jeden Augenblick töten zur Strafe dafür, daß sie aus Furcht vor Ansteckung noch kein einziges Mal bei ihrem Mann im Kabinett gewesen. Aber im allgemeinen hatte sie ein dumpfes, trauriges Gefühl und die Überzeugung, daß ihr Leben doch schon zerstört und durch nichts gut zu machen sei. Als nach Mittag in der Dämmerung Olga Iwanowna ins Wohnzimmer trat, fand sie Korostelew fest eingeschlafen auf der Chaiselongue, ein seidenes, goldgesticktes Kissen unter dem Kopf; er schnarchte laut. Und die Doktoren, die kamen und gingen, merkten nichts von der herrschenden Unordnung. Der Umstand, daß ein fremder Mensch im Salon schlief und schnarchte, die Skizzen an den Wänden und die wunderliche Einrichtung, die unfrisierte und nachlässig gekleidete Hausfrau — alles das erweckte nicht die geringste Verwunderung. Einer der Ärzte lachte einmal kurz auf, und dieses Lachen klang ganz ungewohnt und scheu, es berührte sogar unangenehm. Als Olga Iwanowna das nächste Mal ins Wohnzimmer trat, schlief Korostelew schon nicht mehr, sondern saß da und rauchte.

„Die Diphtheritis hat sich bei ihm auf die Nasenschleimhaut gezogen," sagte er halblaut; „das Herz arbeitet schon schlecht; eigentlich steht die Sache recht schlimm."

„Schicken Sie doch nach Schreck," sagte Olga Iwanowna.

„Er ist schon dagewesen. Er hat ja konstatiert, daß die

Diphtheritis auf die Nase übergegangen ist. Eh, und was ist denn auch Schreck? im Grunde doch gar nichts. Er ist Schreck, ich — Koroſtelew; weiter nichts!"

Die Zeit schlich unendlich langsam dahin. Olga Iwanowna lag angezogen im Halbschlummer auf dem Bett, das noch vom Morgen her nicht aufgeräumt war. Es kam ihr vor, als sei die ganze Wohnung von der Diele bis hinauf zur Decke mit einem mächtigen Klumpen Eisen ausgefüllt, und es käme nur darauf an, dieses Eisen hinauszuschaffen, damit allen wieder leicht und fröhlich ums Herz werde. Als sie wieder wach wurde, kam es ihr zum Bewußtsein, daß es nicht Eisen sei, sondern Dymows Krankheit. — Nature morte, dachte sie, wieder in Halbschlaf versinkend, Sport, Kurort ... Nun, und Schreck? Schreck, Greck ... Wo sind wohl jetzt meine Freunde? Wissen sie wohl, was für ein Kummer uns betroffen hat? Herrgott, errette ... verschone ... Und da war wieder das Eisen. Die Zeit zog sich in die Länge und sie hörte die Uhr im untern Stockwerk häufig schlagen. Unaufhörlich wurde auch geklingelt, das waren die Doktoren. Das Stubenmädchen kam herein, ein Teebrett mit einem leeren Glase in der Hand und fragte: „Gnädige Frau, darf ich Ihnen das Bett zurechtmachen?" Als keine Antwort erfolgte, entfernte sie sich wieder. Unten schlug die Uhr; sie träumte vom Regen an der Wolga; und wieder kam jemand ins Schlafzimmer, wie es schien ein Fremder. Olga Iwanowna fuhr auf und erkannte Koroſtelew.

„Wieviel ist die Uhr?" fragte sie.

„Ungefähr drei."

„Nun, wie steht es?"

„Ja, wie? Ich bin gekommen, um es Ihnen zu sagen: es geht zu Ende." Er schluchzte auf, setzte sich auf das Bett neben sie und fuhr mit dem Ärmel über die Augen. Im ersten Augenblick begriff sie ihn nicht, es wurde ihr aber ganz kalt und sie fing langsam an sich zu bekreuzigen. „Es geht zu Ende," wiederholte er mit dünner Stimme und

schluchzte wieder. „Er stirbt, er hat sich selbst geopfert ... Welch ein Verlust für die Wissenschaft!“ sagte er bitter. „Er war, im Vergleich zu uns allen, ein großer, ein bedeutender Mensch! Welche Gaben, und zu welchen Hoffnungen berechtigte er!“ fuhr Korostelew fort und rang die Hände. „Mein Gott, das wäre ja ein Gelehrter geworden, wie man ihn jetzt mit Licht suchen könnte. Ossika Dymow, Ossika Dymow, was hast du angerichtet! O Gott! O Gott!“ Korostelew bedeckte in seiner Verzweiflung das Gesicht mit beiden Händen und wiegte sich hin und her. „Und welch eine Seelenstärke!“ fuhr er fort, sich immer mehr ereifernd wie gegen einen unbekannten Feind. „Eine gute, reine, liebevolle Seele — kein Mensch, sondern durchsichtiger Kristall. Er lebte und diente der Wissenschaft und stirbt nun auch für sie. Und wie er arbeitete, wie ein Stier, Tag und Nacht, niemand schonte ihn; der junge Gelehrte, der zukünftige Professor mußte sich Praxis suchen und die Nächte hindurch an Übersetzungen arbeiten, um diese — diese elenden Lappen zu bezahlen.“ Korostelew sah haßerfüllt auf Olga Iwanowna, packte das Bettuch mit beiden Händen und riß wütend daran, als ob das die Schuld trüge. „Er selbst hat seiner nicht geschont und andere haben auch nicht für ihn gesorgt. Ach, aber was liegt daran!“

„Ja, ein seltener Mensch,“ sagte eine Baßstimme im Wohnzimmer.

Olga Iwanowna dachte an ihr ganzes Leben mit ihm zusammen, von Anfang bis zu Ende, mit allen Einzelheiten, und plötzlich begriff sie, daß er wirklich ein ungewöhnlicher, ein seltener, und im Vergleich mit allen ihren Bekannten, großer Mann gewesen. Und als ihr einfiel, in welchem Verhältnis ihr verstorbener Vater und andere Ärzte zu ihm gestanden hatten, verstand sie, daß auch sie alle in ihm die zukünftige Berühmtheit gesehen. Die Wände, die Zimmerdecke, die Lampe und der Teppich auf dem Fußboden, alles schien ihr spöttisch zuzunicken, wie um zu sagen: Versäumt!

Versäumt! Laut aufweinend stürzte sie aus dem Schlafzimmer, vorbei an den unbekannten Menschen im Wohnzimmer, und lief hinein in das Kabinett zu ihrem Manne. Er lag unbeweglich auf dem türkischen Diwan, halb verhüllt mit einer Decke. Sein Gesicht war entsetzlich eingesunken, abgemagert und hatte eine grau-gelbliche Farbe, wie sie Lebende nie haben; und nur an der Stirn, den schwarzen Augenbrauen und dem bekannten Lächeln, konnte man erkennen daß es Dymow war. Olga Iwanowna befühlte hastig seine Brust, seine Stirn und Hände. Die Brust war noch warm, Stirn und Hände dagegen schon unangenehm kalt. Und die halbgeschlossenen Augen sahen nicht auf Olga Iwanowna, sondern auf die Decke. „Dymow!" rief sie laut. „Dymow!" Sie wollte ihm erklären, daß es nur ein Fehltritt gewesen, daß noch nicht alles verloren sei; das Leben könne noch herrlich und glücklich werden, er sei ein seltener, ungewöhnlicher, großer Mensch, und sie wolle ihn ihr ganzes Leben hindurch anbeten, eine heilige Ehrfurcht vor ihm haben . . . „Dymow!" rief sie, indem sie seine Schulter streichelte, sie wollte es nicht glauben, daß er nie mehr erwachen werde. „Dymow! O, Dymow!"

Im Wohnzimmer aber sagte Korostelew zum Dienstmädchen: „Was ist denn viel zu fragen? Gehen Sie zum Kirchenwächter und erkundigen Sie sich, wo die Leichenfrauen wohnen. Die werden die Leiche waschen und aufbahren — überhaupt alles tun, was nötig ist."

Ende.

Im Weltkrieg auf K.-Papier gedruckt.

Weiberregiment und zwei andere Novellen.

Inhalt.

	Seite
Weiberregiment	3
In der Verbannung	53
Irrwisch	65

Bücherfreunde erhalten vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek durch die Buchhandlungen oder den Verlag umsonst!

Druck und Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 063865114